

G e s c h i c h t e.

Historisch-politische Umschau. 1. November. Noch harret Frankreich der Stunde, welche ihm die Möglichkeit bietet, mit der Heilung der furchtbaren, selbstgeschlagenen Wunden zu beginnen, seine inneren Kräfte zu beleben, sich im Geiste zu sammeln, Volk und Staat wieder aufzurichten. Noch windet es sich an der Hand seiner gegenwärtigen Machthaber, die weder zu siegen, noch dem Sieger die nöthigen Opfer zu bringen wissen, unter fortwährend sich steigenden, ebenso schmerzhaften als unmächtigen Krämpfen. Uns Deutschen mischt sich mit der Trauer über dieses klägliche Schauspiel die Freude an dem herrlichsten Siege, das anschwellende deutsche Hochgefühl; Alle aber, deren Blick auf Frankreich ruht, können dort eine für alle Völker und alle Fürsten im Lapidarstile geschriebene Mahnung lesen, die Mahnung, nicht leichtsinnig mit der Kriegesfurie zu spielen.

Um uns die fortschreitende innere Auflösung Frankreichs zu vergegenwärtigen, genügt die Erinnerung an die hervortretendsten Züge in seinem heutigen Bilde. Da tritt zuerst der Gegensatz zwischen der provisorischen Regierung in Paris und der Delegation derselben in Tours hervor. Die letztere hatte Wahlen zu einer Constituante ausgeschrieben. Die Centralregierung annullirt das Wahldekret; erst wenn der Feind vertrieben, wenn alle Departements wählen, die Pariser Abgeordneten insbesondere sich frei zur einzu-berufenden Nationalversammlung begeben können, sollen die Wahlen zu derselben ausgeschrieben werden. Schwerlich liegt in diesen Gründen das wahre Motiv, aus welchem die Pariser Machthaber sich dem Zusammentritt einer Constituante noch widersehen. Ihre Lage ist so peinlich, ihr Aufgabe so verzweifelt schwer, daß sie gewiß in der Nothlage Frankreichs einen Rechtfertigungsgrund sehen würden, sich über formelle Bedenken hinwegzusetzen. Auch eine außerhalb Paris tagende, auch eine nur von dem

größeren Theile Frankreichs gewählte Constituante würde immer noch einen legitimeren Charakter haben als ihr eignes Regiment. Gewiß würden sie keinen Augenblick zögern, eine solche einzuberufen und mit ihr über das Schicksal Frankreichs zu bestimmen, wenn sie einigermassen sicher sein könnten, in derselben eine Stütze für die improvisirte Republik und insbesondere für ihre eigne Politik zu finden. Aber von Tag zu Tag mögen sich ihnen mehr Gründe aufdrängen, daran zu zweifeln. Napoleon III. ist bisweilen ein Bauernkaiser genannt worden, und etwas Wahrheit, wenn auch nicht die ganze Wahrheit, lag immerhin darin. Durch den unerhörten Schiffbruch der Napoleonischen Politik ist gewiß auch in der Landbevölkerung Frankreichs das Ansehen des Kaisers bis auf den tiefsten Grund erschüttert worden. Aber lieber geht sie doch noch mit ihm als mit den Herren Fabre, Gambetta, Rochefort. Mit größerem Widerstreben würde sie deren Herrschaft befestigt, als Napoleon von Wilhelmshöhe in das Tuilerienschloß zurückkehren sehen. Mit tiefer Erbitterung erträgt sie die ihr in steigendem Maße auferlegten Lasten eines ziel- und aussichtslos gewordenen Krieges. So groß ist diese Erbitterung, daß sich in einigen Gegenden Frankreichs vielleicht eine förmliche Jacquerie ankünden ließe. Die Geistlichkeit insbesondere, welche fortwährend einen großen Einfluß auf die Landbevölkerung hat, und mit welcher Napoleon allezeit zu rechnen verstand, ist natürlich — mit wenigen Ausnahmen — einem Regimente abhold, welches, kaum zur Macht gelangt, sich beeilte, in Florenz wissen zu lassen: wenn man Rom nehmen wolle, so möge man sich wegen der mit Frankreich abgeschlossenen Septembekonvention nicht beengt fühlen.

Aber auch die im Grunde republikanisch gestimmte Städtebevölkerung — wir reden hier zunächst von demjenigen Theile derselben, welcher

nicht zur socialistischen Umsturzpartei zählt und nicht zu dem System des Schreckens neigt — ist im Allgemeinen weit entfernt, den hochstiegender Idealismus eines Favre zu theilen, in dem sich so recht eigentlich der Gegensatz des nüchternen Realpolitikers verkörpert. Wäre es anders, bestände zwischen Favre und dem ganzen gebildeten und wohlhabenden Frankreich eine wahre geistige Gemeinschaft, eine solche, die sich nicht bloß in der Phrase und in stürmischer Demonstration, sondern in einem der Größe der Gefahr entsprechenden Thatensinne ausprägt, so wären manche Erscheinungen, die seit Sedan und der Einschließung von Paris vorgekommen sind, doch unmöglich gewesen. Freilich das Kriegsglück zu wenden, den Fall von Paris zu verhindern, vermöchte nach menschlichem Ermessen auch ein solcher Sinn nicht, selbst dann nicht, wenn Metz sich noch länger gehalten hätte. Aber sicher hätte er den im mittleren und südlichen Frankreich noch vorhandenen kleinen Stämmen regulärer Truppen so viel Kräfte hinzugesügt und das Ganze mit einem Geiste belebt, daß wenigstens einige feindliche Divisionen nicht genügt hätten, um das, was Frankreich außerhalb Paris noch sammeln konnte, bei Orléans aufs Haupt zu schlagen. Hier vor Allem offenbart sich die im öffentlichen Geiste Frankreichs unter dem Einfluß des aufgehäuften Reichthums, des weit verbreiteten Wohllebens, der Korruption und freiheitsloser Sitten allmählig eingetretene Wandelung. Folgte das Bürgerthum Frankreichs der Politik der Regierung bisher nicht mit genügender Thatkraft, so werden derselben in der nächsten Zeit von dieser Seite noch ganz andere Schwierigkeiten entgegneten. Da die letzte Anleihe nur theilweise gezeichnet worden ist, so braucht die provisorische Regierung dringend Geld. Sie wird in London unter schweren Bedingungen Geld zu erhalten suchen, daneben aber zu Zwangsanleihen und Kriegsteuern greifen. Um dadurch wirklich volle Kassen zu bekommen, denkt sie die Wohlhabenden für die weniger Bemittelten ganz oder theilweise zahlen zu lassen. Dies schmeckt schon etwas nach Socialrepublik und wird die opferbereite Hingebung des Bourgeois an diesen immer aussichtsloser gewordenen Kampf noch herabstimmen.

Wenn die provisorische Regierung mit diesem Plane und mit Aehnlichem eine Zahl ruhiger Bürger und blauer Republikaner sich entfremdet, so thut sie damit noch lange nicht genug, um die rothen Republikaner zu bestimmen, Angeichts der Gefahren des Vaterlandes ihren wilden

Plänen zu entsagen. Wenn der Patriotismus zu lau ist, um das Vaterland zu retten, so soll — dies ist ihr Plan — der Schrecken vollbringen, was das Heer und was opferwilliger Bürgermuth nicht vermochte. Damit soll Frankreich zugleich zur Domäne ihrer social-politischen Pläne gemacht werden. Die Vorstadt Belleville ist das Hauptquartier der an dem Umsturz der provisorischen Regierung arbeitenden Radikalen, die Journale der Herren Blanqui, Felix-Phat und Delescluze sind ihre Hauptmündstücke; mit ihnen hat Ledru-Rollin seine alte Agitatorenrolle wieder aufgenommen, und Flourens arbeitet an der Spitze von fünf Bataillonen Belleviller Nationalgarde mit ihnen. Ihr Feldgeschrei ist „es lebe die Kommune“. Dies bedeutet: Frankreich soll wie 1793 von einigen fanatisirten Klubs, welche die Philister und Aengstlerlinge zum Schweigen bringen, regiert werden. Sie denken unter der Mitwirkung der Nationalgarde aus den radikalen Stadttheilen eine Kommunalverwaltung einzufsetzen, welche ihren Geboten gehorcht, und welcher wiederum die provisorische Regierung — die gegenwärtige oder eine neu zu erneuende — als Vollziehungsausschuß zu gehorchen hat. Man kann allenfalls ahnen, wo diese Bewegung, wenn sie siegte, schließlich anlangen würde, wenn man ihr nächstes Ziel bedenkt. Dies besteht in der Einsetzung einer Kommunalvertretung mit einem von den Instruktionen der Wähler abhängigen Mandat, welche Versammlung sich verbindlich machen soll, für folgende Maßregeln zu stimmen: Klassificirung aller Lebensmittel in der Hauptstadt und deren unentgeltliche Vertheilung in Tagesrationen an alle Bürger; Verantwortlichmachung aller derer, die unter dem gefallenen Regiment durch rechtswidrige Schritte, Gewalt oder Betrug zur Herbeiführung der gegenwärtigen Lage beigetragen haben; Bestrafung aller Personen, welche Paris in der Stunde der Gefahr verlassen haben; Suspendirung aller handelsgerichtlichen und civilen Klagen bis drei Monate nach Friedensschluß; Suspendirung aller Mieth- und Zinsenzahlungen vom 1. Oktober bis zum Ende des Kriegs; Abschaffung der Polizeipräfektur, Unterordnung der Polizei unter die Municipalbehörden und schließlich Abschaffung aller Monopole und Privilegien.

Es begreift sich, daß Gambetta durch die Versicherung, Paris sei bewundernswürdig durch den Geist der Eintracht und der Hingebung, die Welt zu täuschen und im französischen Volke außerhalb Paris einen Rest von Vertrauen zu erhalten suchte. Nichtsdestoweniger haben die

gegenwärtigen Machthaber schon öfter, als im Einzelnen bekannt geworden ist, den lauerten Aufruhr durch Waffengewalt zurückdrängen müssen. Die Vorgänge am 6. und namentlich am 8. Oktober, wo Flourens mit einem Theile der Nationalgarden und großen Haufen Volkes vor dem Stadthause aufgezogen war, um in den Kampf für die rothe Republik einzutreten, hatten solche Verhältnisse angenommen, daß sie der Oeffentlichkeit nicht entzogen bleiben konnten. Sie sind uns besonders durch die Berichterstatter der englischen Zeitungen ziemlich genau bekannt geworden. Man stand hart vor einer großen Straßenschlacht. Das Auftreten der Regierung und was sich um dieselbe scharte, beugte derselben vor. Das *Vive la république* ihrer Anhänger übertönte das *Vive la commune* der Anarchisten. Flourens erklärte, daß er das Kommando über die von ihm geführte Nationalgarde niederlege, und die provisorische Regierung nahm diese Erklärung an. Aber die Gesamtlage war und blieb doch eine solche, daß das „*Journal des Débats*“ ausrief: „Nur noch wenige solcher Siege, so ist Alles verloren!“ Nichts beweist besser, wie berechtigt dieser Ausruf ist, als daß Flourens trotz der Niederlegung seines Kommando's, trotz der Annahme dieser Niederlegung durch die Regierung sich eines Andern besann und thatsächlich an der Spitze der von ihm befehligten Bataillone der Nationalgarde blieb und sich durch dieselben wieder wählen ließ.

Man kann sich einen Begriff machen, mit welcher Sehnsucht die von der Außenwelt abgeschnittene provisorische Regierung, die mit den bunt zusammengerafften Haufen bewaffneter Menschen, etwas Linie, Mobilgarden, Nationalgarde den Belagerern widerstehen, daneben auf einen Kampf mit den Rothten gefaßt sein sollte, auf die Hilfe von außen hofft, mit welchem Bangen sie die für die Ernährung von 2 Millionen Menschen bestimmten Vorräthe dahinschwinden sieht. Die bange Ungebuld ist in solchen Lagen immer die Mutter von Täuschungen. Den fieberhaften aufopfernden Thätigkeitstrieb, welchen die Mitglieder der provisorischen Regierung in sich fühlten, setzten sie auch bei der Masse des Volkes in der Mitte und im Süden Frankreichs voraus. Sie meinten, wenn die Delegation in Tours, statt die unpraktische Idee der Einberufung einer Constituante zu verfolgen, mit kühnen energischen Maßregeln den nationalen Aufschwung beleben wollte, so müßten die von allen Seiten des noch nicht eroberten Frankreichs zusammenströmenden Kämpfer sich bereits als eine furcht-

bare, von Tag zu Tag mehr anschwellende Lawine auf Paris zuwälzen. In dieser Gemüthsstimmung unternahmen denn die Herren Kératry und Gambetta die berühmte Luftschiffahrt, die uns wie ein Märchen aus Tausend und eine Nacht erscheint. Jener nahm seinen Weg nach Madrid, um dort für ein thatkräftiges Einschreiten zu Gunsten Frankreichs zu wirken, und kehrte bald um eine Hoffnung ärmer zurück. Der Andere nahm seinen Weg nach Tours. Möchte auch Gambetta, den wir nunmehr als Kriegsminister auftreten sehen, den Plan zu einer zusammenhängenden militärischen Organisation und zu einem kühnen Feldzuge mit sich gebracht haben, er mußte sich sehr bald überzeugen, daß auch er die Armee nicht aus der Erde stampfen konnte, ohne welche die besten Pläne eben in der Luft stehen. Der zeitweise nach Tours übergesiedelte „Siedel“ hatte gut dem „jungen Diktator“ Gambetta rathen, er solle das ganze Land unter Standrecht setzen, und solle ferner verfügen: als Vaterlandsverräter über die Klinge springen soll jeder General, der vor dem Feinde flieht, oder sich von einem weniger starken Feinde schlagen läßt. Gambetta muß auch diese papierne Zauberformel nicht heilkräftig genug gefunden haben. So wenig er mit dem Flügel Schlag seiner Begeisterung die Heere herbeischaffen kann, die nöthig sind, um Paris — das letzte große Bollwerk Frankreichs nach dem nunmehrigen Falle von Metz — zu entsetzen, bevor es ausgehungert oder von der deutschen Armee im Sturme genommen ist, so wenig vermag er auch die Anarchie der Geister zu bannen, die sich in unheimlicher Weise verbreitet. In Lyon liegt die „honette“ und die rothe Republik in einem fortwährenden Streite; man schwankt herüber und hinüber, hilft sich von einem Tage zu dem andern mit Kompromissen fort und läßt die rothe Fahne unbehindert wehen. Eine Zahl von Departements haben sich angeschickt, zu einer Liga des Südens zusammenzutreten, die Vertheidigungsmaßregeln selbständig in die Hand zu nehmen und einen Staat im Staate zu bilden. Ein neuester, unter Vorsitz von Esquiros gefaßter Beschluß dieser Liga soll Mieroslawski berufen, um die Vertheidigung des Südens zu übernehmen. In Marseille insbesondere spielt dieser Esquiros bereits die Rolle eines Diktators und steigt mit der Regierung von Tours in offener Fehde. Eine revolutionäre Masse forderte die Unterdrückung eines konservativen Blattes, der „Gazette du Midi“; Esquiros folgte und gab der Pressfreiheit nach einigem Bögem diesen Schlag

ins Gesicht. Er erließ auch eine Ausweisungsmaßregel gegen die Jesuiten, und nachdem Gambaetta das Verbot der Zeitung und die Ausweisungsmaßregel aufgehoben hatte, reichte er seine Entlassung ein. Da aber die Klubs sein Bleiben im Amte verlangen, so bleibt er, hält seine Verfügungen wenigstens theilweise aufrecht, dehnt die Ausweisungsmaßregel gegen die Jesuiten auf alle betreffenden Klöster des Departements aus und stellt ihre Güter bis zum Zusammentritt einer konstituierenden Versammlung unter Sequester. Der Alhambra-Klub verlangt, daß demselben nunmehr auch formell die Diktatur übertragen werde. — Welch ein Chaos offenbart sich in alle dem, welch tiefer Fall dieses „schönen Frankreichs!“

Von Tours aus konnte Gambetta diese mit den Fortschritten des Siegers gleichen Schritt haltende innere Auflösung seines Vaterlandes überschauen. Dahin war auch Thiers von seiner europäischen Rundreise zurückgekehrt, ohne Aussicht auf Hilfe von außen zu bringen. Wenn aber auch die europäischen Mächte keine Miene machten, gegen Preußen, welches nach Fabre's Behauptung das europäische Gleichgewicht bedroht, ihre Heere in Bewegung zu setzen, so waren doch Castelar und Garibaldi zur Hilfe Frankreichs herbeigezogen! Sie erschienen Beide in Tours. Jener brachte von der andern Seite der Pyrenäen seine Sympathien für die neu entstandene französische Republik, seine Begeisterung und seine Berechnung; dieser brachte von seiner fernern Insel seinen in hundert Abenteuer schartig gewordenen Degen. Und wirklich ward ihm der Oberbefehl über die irregulären Streitkräfte in den dem Kriegsschauplatz zunächst gelegenen Departements übertragen! Der alte Handegen hatte bekanntlich über die nach dem italienischen Krieg von 1859 erfolgte Abtretung seiner Vaterstadt Nizza an Frankreich immer vor Wuth geschäumt. Er hatte es immer als ein Gebot der nationalen Ehre bezeichnet, diesen Flecken wegzumachen. Seitdem Frankreich in beispielloser Weise durch den Krieg niedergeworfen war, und der fortgesetzte Widerstand die größten Opfer erheischte, waren in Nizza die italienischen Sympathien wieder allgemeiner erwacht. Mit der Trennung von Frankreich und der Wiedervereinigung mit Italien wäre man den noch in Aussicht stehenden unerhörten Opfern aus dem Wege gegangen. Ein kühner Führer, der in diesem Augenblicke die Fahne der Wiedervereinigung dieser überwiegend italienischen Stadt mit Italien erhoben hätte, könnte gewiß sein, daß die

Nizzarden dieser Fahne folgten und daß Frankreich im Augenblicke außer Stande war, die Trennung mit Gewalt zu verhindern. Daß der König von Italien auf diesen verlockenden Ruf nicht hört, daß er in der gegenwärtigen Krisis seine Hand ebenso wenig nach dem italienischen Nizza und der Balkanlinie als nach dem abgetretenen Stammland seiner Dynastie ausstreckt, begreift sich. Der französische Gesandte Senard schrieb von Florenz aus an den Kommissär der Republik in Nizza: „die Regierung des Königs würde es als eine Schmach und Schande betrachten, das Unglück Frankreichs zur Rücknahme eines Zugeständnisses zu benutzen, welches bewilligt worden war mit Zustimmung der Einwohner, zu einer Zeit, da Frankreich, mächtig und siegreich, Italien zur Erlangung seiner Unabhängigkeit verholfen hatte“. Diese Sprache mag im Ganzen der getreue Ausdruck der Gesinnungen Victor Ernanns und seines Hofes sein. Und wenn Ehrgefühl und Dankbarkeit nicht stark genug wären, um das officielle Italien abzuhalten, vertragsbrüchig das vor einem Jahrzehnt abgetretene Land jetzt wieder an sich zu bringen, so würde die Klugheit, der Blick auf eine Zeit, wo Frankreich wieder erstarbt sein kann, vielleicht davon abrathen. Denn es hieße eine bleibende Feindschaft Frankreichs heraufbeschwören. Wenn der Florentiner Hof nicht nach diesem Rückwerb schießt, so hat er deshalb sich noch nicht resignirt, in tugendhafter Entfugung die gewaltige europäische Krisis des deutsch-französischen Krieges vorübergehen zu lassen, ohne sich für daraus zu gewinnen. Italien lebt seit längerer Zeit gewissermaßen in der Gewohnheit, daß ihm wie einem verzogenen Kinde des Glückes jede europäische Krisis große Dinge in den Schooß wirft. Dieser angenehmen Gewohnheit hat sich auch jetzt der Florentiner Hof nicht entzogen. Nachdem Rom genommen, ist die früher abgelehnte Kandidatur des Herzogs von Aosta wieder aufgenommen worden, dies Mal, wie es scheint, mit vollem Ernste sowohl in Madrid wie in Florenz. Es ist eine nicht leicht zu beantwortende Frage, was der Erwerb von Rom und was eine dynastische Verbindung zwischen Spanien und Italien für das Schicksal Italiens schließlich bedeuten wird. Die Zukunft wird vielleicht manche Illusionen zerstören, aber auch manche noch kaum geahnte Folge zur Reife bringen. Heute ist es von besonderem Interesse, zu sehen, wie die Monarchisten der lateinischen Völker ihren inneren Zusammenhang gerade im Momente des höchsten deutschen Aufschwunges

pflegen, und zugleich die Republikaner dieser Länder in ihrer Weise dem Gefühl der Solidarität des romanischen gegenüber dem germanischen Volksthum Ausdruck geben. Gambetta, Castelar und Garibaldi zu gleicher Zeit in Tours, war in dieser Beziehung ein lebendiges Zeugniß. — In Zeiten wie die gegenwärtigen schießen immer auch merkwürdige Paradoxen auf. Ein solches Paradoxon wird es immer bleiben, daß Garibaldi seinen Nizzarden gerathen hat, keinen Versuch der Trennung zu unternehmen. Für ihn als italienischen Patriotem bestand keine der Rücksichten, welche Emanuel bestimmen, Nizza nicht zurückzufordern. Er hat nie etwas für diese Abtretung gethan, er hat sie immer als eine Verstümmelung Italiens bekämpft und Italiens fortdauerndes Recht auf Nizza proklamirt. Ereignisse, die Niemand ahnte, schaffen die unerwartete Möglichkeit, diese Gedanken zu verwirklichen. Eine nie wiederkehrende Gelegenheit findet sich für Garibaldi, große Worte durch die That einzulösen und im Einklang mit sich und seiner Vergangenheit zu bleiben. Nizza war zugleich ein dankbares Feld für den Abenteuerer, der noch einmal seinen kranken Körper in das Kriegsgewühl werfen, noch einmal seine stille Insel verlassen wollte; denn dort winkte ein erfolgreiches Abenteuer. Aber das Zauberwort Republik verwischte jeden andern Gedanken. Vergessen wurde, daß Nizza eine italienische Stadt sei, vergessen jeder ihrer Vereintung mit Italien geleistete Schwur, vergessen, daß Frankreichs Uebermuth Deutschland diesen Krieg aufgezwungen hatte, vergessen die Sympathie, welche eben noch Garibaldi und seine Anhänger den Deutschen bei Beginn dieses Krieges entgegengetragen hatten. Vergessen wurde, daß die französischen Republikaner es gewesen waren, welche Garibaldi 1849 aus Rom gejagt hatten, nicht einmal eine Stunde ruhigen Nachdenkens blieb übrig, um zu erwägen, ob denn diese französische Republik nur irgend eine Aussicht auf Bestand habe, ob das Frankreich, bei dem zu bleiben Garibaldi seinem geliebten Nizza rieth, nicht morgen wieder einem neu auftauchenden Präkandidaten oder dem Schwerte eines Diktators gehören werde. Von zwei sich bietenden Alternativen ward kopfslos und widerspruchsvoll das aussichtsloseste gewählt. Es versteht sich von selbst, daß es in traurigster Weise endigen muß. Dafür würden schon die deutschen Waffen sorgen, selbst wenn Frankreich begeistert dem italienischen Freischaaersführer folgen würde. Aber auch daran ist nicht zu denken. Als der Bischof

Dupanloup hörte, daß die provisorische Regierung Garibaldi den Oberbefehl über die irregulären Truppen anvertraut habe, entsuhr ihm der Anruf: daß sein Vaterland tief gefallen sei, habe er schon gewußt, aber daß es so tief gesunken sei, habe er nicht geglaubt. Dies ist freilich die Sprache eines Hohenpriesters, der den Priesterfeind haßt. Aber auch in andern Kreisen stößt Garibaldi auf die entschiedenste Abneigung, so bei der Landbevölkerung und bei den meisten Frankreich noch gebliebenen Offizieren. Die Art und Weise, in welcher Garibaldi von Gambetta an den kommandirenden General zu Besançon adressirt wurde, verrieth schon die Sorge, ob nicht der französische Offizier durch die Waffenbrüderschaft mit diesem neuen französischen General Garibaldi sich mehr beleidigt als erfreut fühlen werde; und schon jetzt rechtfertigt die Haltung des Generals Cambriels diese Sorge. Das Ueble, was Garibaldi bevorsteht, ist weit weniger ein tragisches Ende, als der Fluch der Lächerlichkeit, der nur allzu leicht noch über sein weißes Haar kommen kann.

Während man der vollständigen Abwendung des Krieges, namentlich dem Falle von Paris mit derselben Gewißheit entgegensteht, mit welcher man weiß, daß ein fallender Stein nicht in der Luft bleiben kann, sondern zur Erde herabfallen muß, ist die Frage: wer kann, wer wird den Frieden für Frankreich schließen, wen wird der Sieger zu einem erblichen Abschluß berechtigt ansehen, noch immer mit einem dichten Schleier verhüllt. Vorläufig ist wieder der Gesichtspunkt eines abzuschließenden Waffenstillstandes in den Vordergrund getreten, dies Mal in Folge der Vermittelung der Neutralen, und zwar auf die von England ausgegangene Initiative hin. Es wird erwartet, daß Thiers, welchem eben jetzt ein Geleitsbrief nach Paris gegeben worden ist, sich nach der Berathung mit der provisorischen Regierung ins deutsche Hauptquartier nach Versailles begeben wird. Gelangt man zu einem Waffenstillstand, so wird gewiß die Einberufung einer Constituante — deren Zusammentritt schon während der letzten Wochen Graf Bismarck zu erleichtern bereit war — rasch folgen. Damit wäre wenigstens die Möglichkeit gegeben, dem aus allen Fugen gekommenen Frankreich eine anerkannte Regierung zu schaffen oder zurückzugeben und den Weg zum Frieden zu finden. Alles hängt natürlich davon ab, mit welchen Instruktionen Thiers im Hauptquartier zu Versailles ankommen wird. Hätte er im Wesentlichen nichts Anderes zu erklären und zu bieten als einen Monat

früher Jules Favre, so würde seine Wanderung von Tours über Paris nach Versailles einfach lächerlich erscheinen. Denn offenbar ist es schon der äußerste Grad von Mäßigung, wenn nach dem Fall von Metz die früher gestellten Bedingungen eines Waffenstillstandes nicht erheblich erschwert werden, wenn der Sieger jetzt noch die Verproviantirung von Paris gegen Besetzung des Mont Valérien gestattet. Wenn jetzt, nach der Kapitulation der Bazaine'schen Armee, die Machthaber Frankreichs den Krieg durch eine übel angebrachte Starrheit und Unnachgiebigkeit noch verlängern, so darf man wirklich kaum noch von einem auch in seiner Verirrung noch achtungswerthen Patriotismus sprechen. Ihr Thun wird dann von Tag zu Tag mehr ein leichtsinniges und gewissenloses Beginnen. Sie arbeiten dann nur noch an dem Verderben ihrer Mitbürger und ihres Landes um den Preis, ein Paar Wochen länger an dem Steueruder des unhaltbar gewordenen Schiffes zu stehen. Gewiß wer an die Spitze eines großen Reiches tritt, sei es auch nur auf revolutionärer und eigenmächtiger Grundlage, darf nicht weichmüthig sein, am wenigsten in einer so furchtbaren Krisis, wie sie über Frankreich gekommen ist. Seine Verantwortlichkeit gilt dem Vaterlande, seiner fernesten Zukunft, nicht bloß dem lebenden Geschlechte, sondern allen Geschlechtern, die da kommen. Er hat, wo das Höchste für das Vaterland auf dem Spiele steht, die Hoffnung hoch zu halten; er hat, so lange nur irgend eine Aussicht auf ein gutes Ende winkt, die höchsten Opfer von Andern zu heischen, wie er sie selbst zu bringen bereit sein soll. Er hat, um nicht von diesem Wege abzuweichen, seine Brust mit einem dreifachen Erz zu umgeben gegen die Gefühle des Mitleids. Aber irgend eine mögliche Aussicht auf Erfolg muß eben doch an den Gedanken des Ansharens bis zuletzt vernünftiger Weise noch geknüpft werden können, wenn nicht der Heldennuth für's Vaterland in strafbarem Egoismus oder in das Spiel eines blinden Abenteurers übergehen soll. Wenn Alles verloren ist, kann, wer es sonst will, sich in die Luft sprengen oder eine Kugel vor den Kopf schießen, aber Hunderttausende seiner Mitbürger mit ins Verderben zu reißen, sein Land zu verwüsten hat er dann nicht mehr das Recht. Selbst der hohe Geist der Geschichte, deren Blick über all das kleine und große Glend des Tages in die Gefilde der Zukunft schweift, erlaubt dies nicht. Wer aber, der seine Sinne nur noch

halb beisammen hat, kann bezweifeln, daß in diesem Kriege für Frankreich Alles verloren ist, nachdem auch das Bazaine'sche Heer das Schwert gestreckt hat. Frankreich liegt ohne Heer Deutschland zu Füßen, einem Sieger, der an der Spitze von 700,000 Bajonetten vorwärts gehen kann, und Paris steht bald an dem Punkte, wo Hunderttausende dem Hungertode zur Beute werden können, weil alle Vorräthe aufgezehrt sind, und andere Vorräthe für 2 Millionen Menschen nicht schnell genug herbeigeschafft werden können, wenn sich erst im letzten Augenblick die Thore öffnen. Graf Bismarck hat bekanntlich im Voraus davor gewarnt. — Der Fall von Metz, die Kapitulation des Bazaine'schen Heeres wurde seit Wochen vorhergesehen. Daß dieses Heer mit Einschluß der Besatzung noch so stark war, wie sich nun herausgestellt hat (nebst Kranken und Verwundeten gegen 170,000 Mann), hat doch überrächt. Bisher hat unfres Wissens die Kriegswissenschaft angenommen, daß ein Heer von solcher Stärke eine dasselbe im größeren Kreise umzingelnde, wenn auch um die Hälfte oder noch mehr stärkere Armee immer durchbrechen und sich durchschlagen könne, wenn auch mit den größten Opfern an Geschützen, Gepäc und Gefangenen. Die Kriegswissenschaft wird später aufklären, warum dies vor Metz auch zu jener Zeit, da sich die cernirende Armee noch nicht gehörig verschanzt hatte, nicht möglich gewesen ist. Die kolossalen Verhältnisse dieser Kapitulation und die Schlacht von Sedan lassen in der Erinnerung die größten Ereignisse der alten und neuen Zeit, die Hermannschlacht im Teutoburger Walde wie die Schlacht bei Waterloo halb verblässen. Aber man gedenkt vergleichend des großen Völkereampfes auf den katalaunischen Feldern, der Schlacht bei Pavia, die den König Franz in österreichische Gefangenschaft führte, besonders aber der Schlacht von Poitiers, welche im Mittelalter den König Johann von Frankreich in englische Gefangenschaft und ganz Frankreich — fast so sehr wie heute unsre Siege — aus Rand und Wand brachte.

Der Entschluß, auch an der Abtretung von Metz im Frieden unbedingt festzuhalten, geht aus den von dem preußischen „Staatsanzeiger“ gleich nach dem Fall dieser Festung gegebenen Erklärungen unzweifelhaft hervor. Natürlich ist der strategische Gesichtspunkt für diesen Entschluß allein maßgebend. Er soll mit einer furchtbaren Festung zugleich eine von Haus aus durchaus französische Stadt und ihre fran-

zöfische Umgebung an Deutschland bringen, eine Stadt und Landschaft, die freilich einst schon zum Reiche gehörten. Auf der Abtretung dieses Theiles von Frankreich zu bestehen, statt sich mit der Schleiung von Metz zu genügen, ist gerechtfertigt, wenn man darüber mit sich im Reinen ist, daß Frankreich, auch wenn ihm Metz bleibt, später unter allen Umständen wieder die Waffen ergreifen wird, um die heutige Niederlage zu rächen, um das Elsaß wiederzuholen und wo möglich noch mehr dazu. Der Entschluß ist gerechtfertigt, wenn man gewiß ist, daß sich Frankreich, auch wenn man ihm Metz läßt, doch nie in friedlichem Sinne sich in die gegenwärtige Abrechnung und in ein dauerndes gutes Verhältniß zu uns finden wird, daß wir vielleicht mit ihm stets auf dem Kriegsfuß bleiben werden, der nur von längeren oder kürzeren Perioden eines mehr äußerlichen als inneren Friedens durchbrochen sein wird. Würde man aber auf diese Voraussetzungen nicht mit Sicherheit zu rechnen haben, dann hätte man eher die Schleiung als die Abtretung von Metz als *conditio sine qua non* des Friedensabschlusses im Auge zu behalten. Es bleibt immer vom deutschen Standpunkt aus ein großer Unterschied zwischen dem Rückertwerb von Straßburg, Elsaß, Deutsch-Lothringen und dem Rückertwerb eines namhaften Theiles von Französisch-Lothringen mit Metz. Mit Straßburg entriß man uns einst eine wirklich deutsche Stadt, mit Metz und Französisch-Lothringen ein fremdartiges Gebiet, welches an das deutsche Reich, zufolge seines universal-monarchischen Charakters, in nicht viel andrer Weise als z. B. die Lombardei geknüpft war. Es ist das Geringste, daß die Abtretung von Metz den Friedensabschluß mehr als alles Andere erschweren wird. Das Wichtigere ist, daß diese Abtretung die Wiederkehr eines normalen internationalen Verhältnisses für eine unberechenbar lange Zukunft verhindern wird, auch wenn außerdem die Schicksale des deutschen und des französischen Volkes und die innere Entwicklung dieser beiden Völker der geeignete Boden für eine solche friedliche geistige Strömung werden sollten. Metz und das umgebende Gebiet in deutschen Händen wird eine solche Strömung nicht leicht aufkommen lassen. Metz bedeutet für Frankreich jetzt etwa das, was für uns Mainz bedeutet. Besäßen wir bis jetzt ein vor Jahrhunderten erworbenes rein französisches Land, und wir müßten dasselbe, aber nur dieses, in Folge eines unglücklich gegen Frankreich geführten

Krieges abtreten, die Folge würde mit nichten sein, daß wir in Zukunft nur auf den Augenblick paßten, wo wir uns, um es wieder zu gewinnen, von Neuem in den Krieg mit Frankreich stürzen könnten. Wohl aber würden wir uns dazu getrieben fühlen, wenn wir Mainz verlören*). Dies würde für alle Zeit das Gefühl jedes deutschen Mannes bleiben, und unsre — im Grunde doch friedfertige, von dem nationalen Paroxysmus Frankreichs weit entfernte — Nation würde dies mit fühlen, und würde dem gemäß handeln, es müßte denn sein, daß unser wachsendes Nationalgefühl noch einmal in einem verlotterten Partikularismus unterginge.

Diese Gefahr wenigstens ist durch den gegenwärtigen Krieg von dem politischen Horizonte unfres Volkes hinweggesetzt, gleichviel ob der bevorstehende diplomatische und parlamentarische Abschluß der deutschen Frage den großen gemeinsamen Thaten im Felde einigermaßen ebenbürtig sein, oder ob er in dürftiger Weise nachhinken wird. Die Nachwirkungen der Ereignisse dieses Jahres in dem Geiste unserer Nation werden unauslöschlich sein. Dieser Geist ringt nach dem sich über der Gesamtnation wölbenden Nationalstaate. Und was die Formgebung für diesen Geist betrifft, so scheint wenigstens so viel bereits fest zu stehen, daß die Mainlinie fällt, daß wir überhaupt mindestens einen bedeutenden Schritt vorwärts thun werden nach dem gemeinsamen Ziele. Nicht ohne Interesse ist der Vorgang der württembergischen zweiten Kammer bei Bewilligung der geforderten außerordentlichen Militärbedürfnisse am 22. Oktober. Die Parteien benutzten diese Gelegenheit, um sich über ihre Absichten rückfichtlich der bevorstehenden Neugestaltung Deutsch-

*) Ein Blick auf die Eigenart des französischen Volkes und ein Blick rückwärts auf seine und unsre Geschichte rechtfertigt allerdings starke Zweifel, ob eine Unterscheidung wie die obige in Zukunft Eingang in den Kopf und in das Herz unfres westlichen Nachbarvolkes finden wird, trotz des Respektes, den dort der gegenwärtige Krieg vor der deutschen Macht zurücklassen wird, und trotz des steigenden Einflusses der materiellen Interessen. Dies verkennen wir keinen Augenblick. Deshalb eben ist die Frage wegen Metz eine so ernste und schwere, für Die, welche die Verantwortung ihrer Lösung tragen. Nimmt man Metz nicht als deutsche Festung, sondern begnügt sich mit seiner Schleiung, so gibt man eine unvergleichliche militärische Position leichtsinnig aus der Hand, falls man auch in diesem Falle einen zweiten späteren Krieg mit Frankreich als die nothwendige unausbleibliche Folge des gegenwärtigen ansieht. Für den entgegengesetzten Fall vergiftet man dadurch, daß man Metz und seine Umgebung von Frankreich abtrennt, die Zukunft und legt den Keim zu neuen Kriegen, rückfichtlich deren man die Alliance-Verhältnisse im Voraus nicht kennt.

lands auszusprechen, auf welche sie in so weit einen unmittelbaren Einfluß haben, als dieselbe eine Abänderung der Verfassung Württembergs bedingt. Unter 93 Mitgliedern, welche die Kammer zählt, lehnten nur 3 die Geldforderung der Regierung ab. 15 Mitglieder der Volkspartei motivirten ihre Bewilligung dadurch, daß sie sich nicht bloß im Allgemeinen gegen die Verfassung des Nordbundes, sondern überhaupt gegen die hervorragende Stellung Preußens, gegen den bleibenden Ausschluß Oesterreichs und daneben für größere Sicherung der Volksfreiheiten aussprachen; 20 andere Mitglieder, die ehemals der alten großdeutschen Partei angehörten, erklärten sich, ohne Oesterreich zur Zeit zu gedenken, für die bundesstaatliche Einigung mit dem Norden, für die Annahme der norddeutschen Bundesverfassung, jedoch nur unter Voraussetzung wesentlicher Aenderungen derselben. Ginge die württembergische Staatsregierung von der Voraussetzung aus, daß die der Kammer zu machende Vorlage sich mit diesem zuletzt erwähnten Gesichtspunkt vereinigen lasse, so hätte keine Veranlassung zu einer Kammerauflösung für sie bestanden, da sie weit mehr als die für eine Verfassungsänderung erforderlichen $\frac{2}{3}$ der Stimmen für sich gehabt hätte. Daß sie die Kammer aufgelöst hat, unter Berufung darauf, daß dieselbe vor den Epoche machenden Ereignissen des gegenwärtigen Krieges gewählt wurde, beweist wenigstens, daß sie die deutsche Frage nicht kleinlich aufsaßt und zu wesentlichen Beschränkungen der bisherigen Selbständigkeit Württembergs entschlossen ist. In Bayern haben sich bis jetzt nahe an 1000 von allen Theilen des Landes (in geringster Zahl aus Niederbayern, in stärkster Zahl aus Oberbayern) eingegangene Adressen für bundesstaatliche Vereinigung mit dem Norden ausgesprochen. Die „patriotische“ Partei der Kammermitglieder hat sich in zwei Fraktionen getheilt, wovon die eine den früheren Standpunkt noch nahebei festhält, während die andere in ihrer Auffassung etwa mit der Mittelfraktion der württembergischen Kammer zusammentritt. Die Regierung will ebenfalls den Abschluß; bis wohin sie aber in ihren Zugeständnissen bis jetzt geht, ist nicht genau bekannt. Dem Vernehmen nach wünscht sie außer Anderem besonders ein eigenes bayerisches Militärbudget in Zukunft erhalten zu können. Die Feststellung der Modalitäten, unter welchen die süddeutschen Staaten sich mit den norddeutschen zu einem politischen Ganzen unter Preußen vereinigen, und folgeweise die Feststellung einiger den nord-

deutschen Reichstag vorzuschlagenden Abänderungen der norddeutschen Bundesverfassung bilden den Hauptgegenstand der mit den Ministern der süddeutschen Staaten im deutschen Hauptquartier eben jetzt gepflogenen Verhandlungen. Neben denselben gehen Besprechungen mit einigen ebenfalls ins Hauptquartier berufenen Parteiführern des norddeutschen Reichstages her. Officiös wird berichtet, sowohl in München wie in Berlin, daß die Verhandlungen befriedigend verlaufen. Erst wenn man die Vorlagen kennt, die aus diesen Berathungen einestheils für den norddeutschen Reichstag, andernteils für die süddeutschen Landtage hervorgehen werden, wird die deutsche Nation urtheilen können, ob auch sie sich befriedigt fühlen darf. Ueber die allgemeinen Gesichtspunkte, welche bei dem Abschluß leitend sein sollten, haben wir uns früher ausgesprochen; wir kommen daher nicht darauf zurück.

Die Summe unseres Nachdenkens liegt darin, daß durch einen unbefriedigenden Abschluß nicht mehr die deutsche Einheit, wohl aber dasjenige Maß von föderativem Staatsleben, was außerdem vielleicht erhalten werden kann, für die Zukunft gefährdet wird. Der wirklich durchaus föderative Bundesstaat, dessen notwendige Grundlinien wir hier nicht erörtern wollen, war gewiß ein großer weitangelegter Gedanke. In seinem letzten Ziele wäre aber auch er nicht bloß durch Feder und Tinte, durch Reden und Abstimmungen zu erreichen gewesen. Er ist, rein aufgefakt, auf monarchischer Grundlage, für alle Zeit durch die Ereignisse unmöglich geworden. Die deutsche Zukunft kennt, abgesehen von republikanischen Plänen, nur zwei Möglichkeiten. Entweder führt uns die Geschichte zu dem Einheitsstaat, der keine anderen Staaten neben sich duldet, aber eine eigne und eigenartige Verwaltung in Gemeinde und Provinz auf breiter und freier Grundlage nicht auszuschließen braucht, oder wir bewegen uns, wenn auch unter Modifikationen des Gegebenen und namentlich zu Erweiternden, auf der gezogenen Trace fort. Dieses Gemisch von Einheits- und Föderativstaat, dieser föderativ durchwirkte Hegemoniestaat, mit einheitlichem Fessel und föderativem Einschlag ist eine so noch nicht da gewesene Staatsform. Aus dem Inhalt unserer alten und neuesten Geschichte wird ein ganz eigenenthümlicher geschichtlicher Organismus zusammengeflochten. Ihm wird die Aufgabe gestellt, sich zu erhalten und lebenskräftig in die Zukunft hinein zu wachsen. Wenn bei dem jetzigen Abschlusse dem

Ganzen nicht engherzig, sondern mit freiem Geiste gegeben wird, was das politische Gesamtleben der Nation erheischt, so kann sich der Einheitstrieb der Nation mit dem in bestimmte Grenzen gewiesenen Sinn für besonderes Staatsleben vielleicht noch ins Gleichgewicht setzen. Die politische Arbeit der kommenden Zeit wird dann diesem Veruche gelten. Wird aber kurzfristig gemarktet, so wird der Einheitstrieb sich an den ihm vorgelegten Stangen nicht brechen. Er wird, durch unkluge Hindernisse gereizt, anschwellen und gelegentlich die Schranken, die man ihm gezogen, ganz bei Seite werfen. Denn drei Dinge stehen fest. Der Einheitstrieb unserer Nation zieht sich nach diesem Kriege nicht auf ein bescheidneres Maß zurück. Er wächst; was lebhaft denkt und fühlt, die ganze heranwachsende Jugend geht immer mehr und mehr bei ihm zu Lehen. Sodann: die reale Macht, welche hinter ihm steht, hat große weltgeschichtliche Verhältnisse angenommen und kann den kleinen Widerstand mit leichter Mühe zerbrechen. Endlich aber und vor Allem: dieser kleine Widerstand zerbricht nunmehr ohne äußeres Zuthun sehr rasch sich selbst. Ein deutscher Einzelstaat, und wäre es auch der bayerische, der nicht die volle Theilnahme an dem politischen Gesamtleben der Nation erschließt, bildet keinen genügenden Anziehungspunkt mehr für seine geistig aufstrebenden Bürger, er muß politisch verjümpfen und sich allmählig auflösen. — Der Grund der deutschen Zukunft liegt noch etwas tiefer als in den Beschlüssen, welche jetzt in Versailles gefaßt werden. Doch wer wollte deshalb ihre hohe Bedeutung verkennen. Ist es aber nicht eine merkwürdige Fügung der Geschichte, daß in Versailles sich die Neugestaltung Deutschlands gegründet werden soll, von deutschen und dies Mal nur von deutschen Fürsten, Staatsmännern und Parteimännern, in der Mitte des großen siegreichen deutschen Heeres! v. Wydenbrugl.

Das geschichtliche Verhältniß zwischen Deutschland und Frankreich. IV. Epoche des dreißigjährigen Krieges. 3. Das Emporkommen der Bourbons in Frankreich zunächst in der Person König Heinrichs IV. hat an der einmal festgestellten Politik gegen Deutschland keine Aenderung hervorgebracht. Man muß vielmehr sagen, dieselbe hat durch diesen Wechsel eine Steigerung erlitten, und sie hat in dem nun folgenden Jahrhundert die höchsten, für uns demüthigendsten Erfolge errungen. Parallel

mit den Siegen des Königthums nach innen laufen die Machtvergrößerungen nach außen, die auf einem System der Veraubung und der Vergewaltigung im großen Style beruhen und nur auf Grund der ins Unendliche gewachsenen Zerrissenheit und Gefunkenheit des deutschen Reiches durchzuführen waren.

König Heinrich IV. war freilich lange Zeit hindurch von Kämpfen anderer Art, mit den inneren Gegnern und mit Spanien in Anspruch genommen. Aber das deutsche Reich hat er doch nie außer Augen gelassen. In seinen innern Bedrängnissen hat er wohl Unterstützungen von deutschen Fürsten der protestantischen Seite gesucht und erhalten. Den Nutzen, den ihm der kirchliche Gegensatz in Deutschland schon für seine Stellung zum spanischen Hofe, den der Wiener Hof beherrschte, bringen konnte, hat er vollständig in Berechnung gezogen. An Agitationen und Anstrengungen, um jenen Gegensatz seinerseits zu erhalten und auszubeuten, hat er nichts versäumt, und die Politik der deutschen Habsburger hat das Ihrige gethan, Furcht und Mißtrauen unter den protestantischen Fürsten zu erwecken und sie mit ihren Hoffnungen auf die Seite Frankreichs zu drängen. Es ist bekannt, wie der jülich-kleve'sche Erbgang den klaffenden Zwiespalt im Reiche vergrößerte und nahe daran war, den längst drohenden Kampf zum Ausbruch zu treiben. König Heinrich IV. war entschlossen, diese Gelegenheit zu ergreifen und die Festsetzung der Habsburger am Niederrhein zu verhindern, indem er mit seiner ganzen Macht für die erbberechtigten protestantischen Fürsten eintreten wollte. Seine Bemühungen sind es bekanntlich vorzugsweise gewesen, die das Bündniß der protestantischen Union zu Stande gebracht haben. Es ist kein Zweifel, daß sich Heinrich mit weitgreifenden Veränderungen der europäischen Machtverhältnisse trug, wenn auch jener angebliche Plan einer „europäischen Republik“ in der Wirklichkeit ihm mit Unrecht zugeschrieben wird. Und nicht minder gewiß ist es, daß er zugleich seine Absichten auf die Kaiserkrone gerichtet hat, und daß in den Verhandlungen mit den protestantischen Ständen davon die Rede gewesen ist. Bei solchen Kombinationen hätte das wohlverstandene Interesse Deutschlands kaum etwas gewinnen können: aber zu bedauern und unlängbar bleibt es so wie so, daß das verkehrte und unbillige Beginnen des kaiserlichen Hofes den Absichten der französischen Politik Thür und Thor öffnete, wie sie es zur Zeit Kaiser Karls V. wir erinnern nur daran, bereits gethan hatte.

Es kann demnach in der That nicht verwundern, so gewiß es zu beklagen war, daß unter diesen Umständen Heinrich IV. als „Beschützer der deutschen Freiheit“ auftreten konnte, wie seiner Zeit es sein Vorfahr König Heinrich II. gethan hatte.

König Heinrich IV. hatte Frankreich die in Folge der religiösen Bewegungen und Kämpfe geschwächte Einheit zurückgegeben: auf diese That gestützt hatte er dann eine so gewaltige europäische Stellung einnehmen, so kühne Pläne fassen können. Seinem unerwarteten Tode folgte dann die Erneuerung der inneren Spaltungen und Faktionen, die mannichfaltige Bedrängniß über die Monarchie heraufzuführen. In diesen Jahren der Minderjährigkeit König Ludwigs XIII. trat die aggressive Politik nach außen unwillkürlich zurück, — das System der Einmischung selbst wurde aber festgehalten und in einzelnen Fällen, wie z. B. in den bekannten konfessionellen Zerwürfen der Reichsstadt Aachen, mit der beliebten Dreistigkeit ausgeübt. Entscheidend ist dann die Erhebung des Kardinals Richelieu geworden. Noch waren die inneren Gegner nicht besiegt, so kehrte er in gesteigerten Verhältnissen zu den alten Neigungen des französischen Königthums zurück. Gerade in dem inneren Streit sollten ihm die auswärtige Politik und der Krieg eine Waffe sein. Seine Absichten gingen zunächst gegen Spanien, aber bei dem engen Zusammenhang beider habsburgischen Linien mußten sie unzweifelbar auch das Haus Oesterreich und weiterhin das deutsche Reich berühren, selbst wenn dieses nicht bald genug der Gegenstand des unmittelbaren Angriffes geworden wäre. Das nächste Beginnen Richelieu's war, daß er die spanische Machtstellung in Italien zu erschüttern versuchte; zu diesem Zwecke mischte er sich in den mantuanischen Erbfolgestreit ein, ließ sich aber dabei eine herausfordernde Verletzung der Oberlehensherrlichkeit des deutschen Kaisers zu Schulden kommen. Deutschland lag damals bereits tief in die Verwickelungen des dreißigjährigen Krieges verstrickt, an dem die kirchliche Eigherzigkeit des Wiener Hofes eine nicht geringe Schuld trug. Wohl mochte der Cardinal meinen, daß er unter diesen Umständen um so leichter etwas wagen dürfe. Indes Kaiser Ferdinand war zur Zeit am wenigsten genöthigt und gemeint, eine solche Beleidigung seiner Autorität gelassen hinzunehmen, und überdies standen die Spanier drängend hinter ihm. So war plötzlich ein schwerer Konflikt herbeigeführt. In Oberitalien und an der niederländisch = französischen

Grenze entbrannte der Krieg, und zwar gerade zu der Zeit, da Gustav Adolf auf deutschem Boden gelandet war: die Restitutionspolitik des kaiserlichen Hofes hatte ihm die Pfade geebnet. Es verstand sich wie von selbst, daß bei den vereinten Anstrengungen der beiden Linien des Hauses Habsburg Richelieu um so entschlossener seine Augen nach dem neuen Bundesgenossen gegen den gemeinschaftlichen Feind richtete. Wie verhängnißvoll dieses Bündniß für Deutschland geworden ist, wer wüßte das nicht? Das Eigenthümliche und Bezeichnende für die französische Politik lag aber im dem Umstande, daß, indem sie sich mit Gustav Adolf verbündete, sie für die Erhaltung des Protestantismus in Deutschland eintrat, — dieselbe Macht, die in dem eigenen Reiche nach wie vor zu Gunsten der Alleinherrschaft der römischen Kirche vor keiner Unmenschlichkeit und Grausamkeit zurückschreckte. Eine Verbindung des französischen Hofes mit der protestantischen Opposition in Deutschland war, wie wir wissen, an sich nichts Neues, neu jedoch war die umfassende Kombination, in der jetzt diese Politik auftrat. Und charakteristisch zugleich, daß Richelieu das Bündniß mit Gustav Adolf einging, obwohl die Streitfrage wegen der mantuanischen Nachfolge unmittelbar zuvor in Regensburg friedlich beigelegt war. Lehrreich ist es aus dem Munde des berufenen Pater Joseph zu vernehmen, welches System man auf jener Seite gegenüber den religiösen Parteien Deutschlands sich vorzeichnete hatte. Er bezeichnet es als die Aufgabe und als Gesetz der französischen Politik, zwischen den beiden Bekenntnissen vollkommene Neutralität zu beobachten und beide Parteien gegen den Kaiser zu unterstützen. Die Trennung der Liga vom Kaiser, die in dem Sturze Wallensteins ihren drastischen Ausdruck fand, bezeichnet der genannte Diplomat als den Triumph seiner Unterhandlungen — denn sonst würden sich die Protestanten dem Kaiser haben unterwerfen müssen. Wir gehören gewiß nicht zu Jenen, die eine solche Eventualität für irgendwie wünschenswerth halten möchten: aber wir bedauern, daß sie ihre Rettung Frankreich zu verdanken hatten. Getreu jenem System hat dann Richelieu im Jahre 1631 jenen geheimen Vertrag mit dem Kurfürsten Max von Bayern abgeschlossen, kraft welchem er diesem die Kurwürde verbriefte, die sein pfälzischer Vetter an ihn verloren hatte.

Welches das Ziel der französischen Politik bei diesem Thun war, liegt auf der Hand. Es sollte die schnelle Wiederherstellung des Friedens

verhüllet, die Parteiung und damit die Ohnmacht des Reiches erhalten bleiben und verewigt, eine Refonsolidirung desselben unmöglich gemacht werden. Aber nicht dieses allein: die Verhältnisse erschienen zugleich so günstig wie nie, auf die überlieferten Vergrößerungspläne Frankreichs zurückzukommen und sie endlich zu verwirklichen: Lotharingen, das Elsaß, die Rheinlande überhaupt, namentlich die Uebergänge über den Rhein faßte der scharfsichtige Cardinal in das Auge. Zumal nach Gustav Adolfs Tode glaubte Richelieu in dieser Beziehung Kühner vorgehn zu dürfen. Er selber hat allerdings nichts versäumt, daß das schwedisch-protestantische Bündniß damals erneuert wurde, er hat aber zugleich für das Interesse und den Einfluß Frankreichs mit nicht geringerem Eifer und Erfolg gesorgt. Ein guter Theil jener Absichten ist bekanntlich erreicht worden. Wie das Alles betrieben wurde und geschah, kann hier im Einzelnen nicht erzählt werden; es ist das auch schon oft genug gesehen. Die Andeutung genüge, daß die französische Politik dabei alle die Künste und Eigenschaften entwickelt hat, die wir bereits hervorgehoben haben und um die sie eine deutsche Natur, so schwer wir damals und später darunter gelitten haben, nicht zu beneiden braucht. Ferner genüge die Andeutung, daß von deutscher Seite her ihr die Arbeit nur allzu oft und erheblich erleichtert worden ist. Wie mancher deutsche Fürst hat damals unter irgend einer Form mit sich handeln lassen? Und was konnte Richelieu Erwünschteres begegnen, als wenn der Kurfürst von Trier, dem das Vaterland kaum in zweiter Linie stand, sich sammt seinem Gebiet Frankreich in die Arme warf, um sich so Schutz gegen die Schweden zu erkaufen. Mit welcher Meisterschaft hat die französische Politik die schwachen Stellen Deutschlands aber auch erkannt! Als das Zerwürfniß Wallensteins mit dem Kaiser noch im Dunkeln lag, war Richelieu längst darauf aus, sich mit ihm in Verbindung zu setzen. Die Eroberungspläne wurden nun schon mit aller Offenheit betrieben. Wir erinnern an die Vergewaltigung Lotharingens, die Richelieu und sein König mit besonderer Genugthuung vollführten. Die Oberlehnsherrlichkeit des deutschen Reiches erklärte der Cardinal geradezu für eine alte Usurpation, die Frankreich nur geduldet habe, so lange es nicht anders gekonnt habe; aber zwischen großen Fürsten gebe es keine Verjährung, jetzt habe Gott dem Könige von Frankreich den Weg eröffnet, den vollen Umfang seiner Rechte wiederherzustellen; die Nachwelt

würde ihn tadeln, wenn er es nicht thäte. In gleicher Weise wurde jetzt den letzten Beziehungen der lotharingischen Bischömer ein Ende gemacht. Ein Parlament — als höchster Gerichtshof — wurde in Metz installirt, und an die Stelle des Reichsadlers in den großen Gerichtsstegen traten die Lilien, denn, hieß es, der König dürfe nicht dulden, daß in den Ländern seines Gehorsams ein fremdes Wappen als Siegel gebraucht werde. Kein Zweifel, daß Richelieu die Rheingrenze bereits ins Auge gefaßt hatte; er hat seinem König mehr als einmal davon geredet. Man weiß, daß Frankreich seit der Nördlinger Schlacht direkten und thätigen Antheil am Kriege in Deutschland nahm. Hierbei traten seine Absichten auf die Landschaften des Oberheins nun rasch und mit voller Deutlichkeit zu Tage. Der Herzog Bernhard von Weimar, der das Elsaß erobert hatte, stand mit seinen Absichten allerdings der Erfüllung der französischen Wünsche im Wege, aber er trat im rechten Augenblick vom Schauplatz ab, und die anderweitigen Hindernisse mußte Richelieu leicht zu beseitigen. So kam auch Breisach in französische Hände und die Franzosen breiteten sich immer weiter im Elsaß aus, das festzuhalten sie für alle Fälle entschlossen waren. Der Tod Richelieu's und Ludwigs XII. änderte an diesen Verhältnissen nichts. Mazarin war ein ebenbürtiger Erbsmann. Der Krieg gegen Spanien und in Deutschland wurde mit unverminderter Umsicht fortgesetzt. Damals haben die Franzosen das zu Luxemburg gehörige Diederhosen (Thionville) erobert, eine militärische Position, deren Wichtigkeit schon einst die Karolinger in den inneren Zerwürfnissen des fränkischen Reichs erkannt haben; Richelieu hatte vergebens darnach getrachtet, jetzt war es dauernd gewonnen. Die drei lotharingischen Bischömer waren dadurch gegen Luxemburg erst gesichert. „Prima finium propagatio“ hieß es auf der Medaille, die Mazarin zum Gedächtniß dieses Erfolges schlagen ließ.

Und in der That war diese Grenzerweiterung nur der Anfang zu weiter anderen und bedeutenderen. Wichtiger, möchte man sagen, waren die Friedensverhandlungen, die in dieser Zeit eröffnet worden sind, als die kriegerischen Operationen, die diesen bis zum letzten Augenblick zur Seite gehen. Wenn die Franzosen damals Philippsburg und selbst Mainz besetzten, so war die Gloffe, mit der sie diesen Erfolg begleiteten, für ihre weitern Absichten allerdings lehrreich: „jetzt habe“, triumphirten sie in prächtigen Worten, „der Rhein seinen alten Beherrscher wieder gefunden“. In dieser Be-

ziehung hat die französische Publicistik in jenen Jahren ganz ungeheuerliche Doktrinen vorgetragen, wie namentlich in jener Schrift Jacques de Cassans, die man für eine wohlgelungene Satyre auf die französische Begehrlichkeit und Großsprecherei halten mußte, wäre ihr ernst gemeinter, fast officiöser Charakter nicht über alle Zweifel erhaben. Frankreich war nicht geradezu für die unbedingte Verlängerung des Krieges, aber für den Frieden doch nur unter der Voraussetzung, daß seine Entschädigungsforderungen für unerbetene Dienste genehmigt wurden. Als in Münster und Osabrück die ersten Erörterungen mit den französischen Gesandten gepflogen wurden, bot der kaiserliche Gesandte die förmliche Ueberlassung der drei Bisthümer mit allen Souveränitätsrechten an — denn bisher war Frankreich ja nur thatsächlich der Besitzer, d. h. Urraptor derselben, — und er meinte mit diesem Anerbieten ein hohes Zugeständniß zu machen. Die Antwort, die er erhielt, enttäuschte ihn aber; jene Bisthümer, erklärten die Franzosen, würden sie sich nicht in Anrechnung bringen lassen; was sie verlangten, sei das österreichische Elsaß und Breisach, d. h. die Landgrafschaft von Ober- und Niederelsaß, sowie die Landvogtei über die dort gelegenen zehn Reichsstädte, unter denen sich nur Straßburg nicht befand. Diese Forderung galt nun allerdings, wie sie es in der That auch war, für unbillig und maßlos; man erschrak deutscherseits darüber und suchte ihr durch Anerbietungen anderer Art auszuweichen; jedoch Mazarin blieb unerschütterlich, er sagte sich, daß die verlangte Abtretung ihm auf die Länge nicht verweigert werden würde: er hatte die Karten geschickt genug gelegt. Ein Unglück war es, daß der Kurfürst von Bayern es sich schuldig sein zu müssen glaubte, die französischen Ansprüche kräftig zu unterstützen. Das katholische Interesse, wie er es auffaßte, und die Eifersucht auf die Erfolge der protestantischen Stände in Niederdeutschland, daneben die Sorge für die Sicherung seiner Kurwürde waren es, die ihn bestimmten, für die französischen Forderungen einzutreten. Daß den Franzosen mit dieser Abtretung eine für Deutschland höchst gefährliche Angriffsposition eingeräumt wurde, konnte zwar auch der Kurfürst nicht läugnen; er hätte darum gen gesehen, wenn dieselben sich mit der Landgrafschaft Burgund hätten abfinden lassen —: aber nachdem sie einmal unbeweglich und aus guten Gründen auf ihrem Ansinnen bestanden, ließ er dem zögernden Kaiser keine andere Wahl, als der Abtretung zuzustimmen. Die habs-

burgische (tyroler) Nebenlinie, die auf jenen Besitzungen im Elsaß abgetheilt war, sollte französischerseits mit — Geld entschädigt werden. Und so erfüllten sich die Gesichte, Frankreich stand am Ziele seiner Wünsche. Bereits am 17. September 1646 benachrichtigten die französischen Gesandten die Königin-Regentin, daß ihnen das obere und niedere Elsaß sammt dem Sundgau, ferner Breisach und das Besatzungsrecht von Philippsburg zugestanden sei; sie priesen die Fürstin glücklich, daß unter ihrer Regentschaft die Grenzen von Frankreich weiter ausgedehnt worden seien, als je unter einem König. Und wer wollte in Abrede stellen, daß diese Genugthuung eine wohlbegründete war? Den Werth eines halben Königreiches, so wurde schon damals nicht mit Unrecht bemerkt, wogen die abgetretenen Landschaften auf. Es darf an dieser Stelle nicht unterlassen werden daran zu erinnern, daß es eine Zeit lang zweifelhaft war, ob diese Abtretung mit dem Rechte der Souveränität geschehen, oder ob die Lehnsobherrlichkeit des Reiches vorbehalten werden solle. Im letztern Falle wäre die Integrität des Reiches wenigstens formell gerettet worden. Am französischen Hofe entschied man sich nach einigem Schwanken für die volle Souveränität, schon weil die Würde der Krone diese verlange. Die Vortheile, die der andere Fall geboten hätte war man sicher auch ohnedem zu erlangen. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß die Legitimierung des an den drei lotharingischen Bisthümern begangenen Raubes noch überdies zugestanden wurde: um so schlimmer freilich für das Herzogthum Lotharingen, das so mehr als je der französischen Willkür preisgegeben wurde. Aber auch jene Abtretung der Landvogtei über die zehn Reichsstädte im Elsaß trug den Keim zukünftiger Gefahren in sich: es war denselben nämlich ihre Freiheit und Reichsunmittelbarkeit ausdrücklich vorbehalten. Was das Schicksal derselben sein würde, hätte sich leicht voraussehen lassen; nicht umsonst hat die französische Politik die „volle Souveränität“ über die abgetretenen Gebiete sich ausbedungen. Straßburg war von diesen Abtretungen in unbedingter Weise ausgenommen; aber wer die Natur der französischen Politik kannte, mußte sich sagen, daß sie vor der Perle des Elsasses, dem Schlüssel zum deutschen Reiche nicht entsagungsvoll stehen bleiben würde. Bekannt ist, daß Frankreich zugleich an einer andern herufenen Bestimmung des westphälischen Friedens bewußten und wesentlichen Antheil hatte, nämlich

an jenem Artikel, der den deutschen Fürsten u. a. das Recht Bündnisse abzuschließen wenn auch mit einiger Beschränkung einräumte. Man weiß, was dieses Zugeständniß zu bedeuten hatte und wie es später gerade von Frankreich ausgebeutet worden ist. Mit diesen und einigen verwandten Bestimmungen des Friedens war die Reichsgewalt in Deutschland vollends annullirt und hat das Princip der Territorialität des Landesfürstenthums den vollständigen Sieg errungen. Es war der Anfang vom Ende; von hier an schreitet das Reich ununterbrochen seiner Auflösung zu; jeder Schritt, den es thut, ist zugleich mit einer neuen Verabingung und Demüthigung verbunden. — Während der westphälische Frieden dem „großen deutschen Krieg“ ein Ziel setzte, hat der französisch-spanische noch eine Reihe von Jahren fortgedauert und ist erst durch den sogenannten Pyrenäenfrieden (1557) beendigt worden, der gerade von unserem Gesichtspunkte aus eine Ergänzung des ersteren bildet. Das besetzte Lotharingen mußte dem zufolge seinem rechtmäßigen Herrn zwar zurückgegeben, dagegen durften die Festungswerke von Nancy, die die Franzosen ihrer ungewöhnlichen Stärke wegen

geschleift hatten, nicht wieder hergestellt werden, damit Frankreich von Lotharingen aus nicht angegriffen werden könne. So sprengte dieses eine der Marken nach der andern, die ihm an seinen östlichen Grenzen gesetzt worden waren; die Freigravenschaft Burgund, die Karl V. an die spanische Krone cedirt hatte und die im Laufe des Krieges ebenfalls von den französischen Waffen erobert worden war, kehrte allerdings jetzt an ihren rechtmäßigen Herrn auf einige Zeit wieder zurück, dagegen behielt Frankreich ganz Artois mit Arras, die besten Küstenplätze Flanderns, das luxemburgische Thionville und vom Hennegau Landrecies und Avesnes: alles bei jedem Kriege gegen Deutschland Punkte von ungewöhnlicher Bedeutung.

So ging Frankreich aus diesem Kampfe ebenso vergrößert und verstärkt als Deutschland vermindert und geschwächt hervor. Zu der Minderung unserer Grenzen gesellte sich aber noch ein Anderes: nämlich die wirthschaftlichen und moralischen Verluste, die wir im weitesten Umfange erlitten hatten. Sie waren so enorm, daß auch sie die Grundlage weiterer Verluste und Schwächungen werden mußten. —

Prof. Wegeler.

N e k r o l o g.

Gagarin, Fürst, russischer Gouverneur von Saratow, † auf einer Reise Mitte October in Kajan.

van der Steim von Duyvendyke, ehemaliger niederländischer Finanzminister, lange Zeit Gouverneur von Südholland, Mitglied der ersten Kammer, † laut Meldung aus dem Haag in der dritten Octoberwoche, 80 Jahre alt.

Mattei, Mario, seit 1832 Kardinalbischof der römischen Kirche, Bischof von Ostia und Velletri, erster Dean des heiligen Collegiums, geboren zu Pergola am 6. September 1792, † in Rom am 7. October.

N e u e B ü c h e r.

Deutsche Wähe und ihre Farben, zur Geschichte derselben, von R. Pallmann. Berlin, Abme.

Frankreich, Geschichte des zweiten Kaiserreichs, von L. De-Lord. 2. Bd. Berlin, Pergold.

Häußers, L., gesammelte Schriften. 2. Bd. Zur Geschichts-Literatur. Berlin, Weidmann.

Rom, Geschichte der Stadt, im Mittelalter, von Fr. Gregorovius. 7. Bd. Stuttgart, Cotta.

Sixtus der Fünfte, von A. von Hüner. Deutsche Ausgabe. 2 Bde. Leipzig, T. D. Weigel.

P i t e r a t u r.

Charles Dickens (Boz). Es ist etwa fünf Monate her, seitdem im wohlbekannten Poetenwinkel der Westminsterabtei, wo aus den Gebeinen so vieler hochberühmten Größen des Wortes und Liedes der Staub aufwirbelt, die sterblichen Ueberreste eines Mannes ruhen, den die Manen seiner unsterblichen Vorgänger als Ebenbürtigen in ihre Reihen aufnehmen mußten. Und wenn die Gedächtnißrede des Bischofs von Manchester den am 9. Juni verstorbenen Charles Dickens (früher pseudonym Boz) den Apostel

des Volkes nannte, so wird sich schwerlich berechtigte Einsprache erheben lassen gegen das Zutreffende dieser Bezeichnung.

Was man auch allgemein von dem Werthe der modernen Roman- und Novellenschriftstellerei halten möge, es ist dem Kritiker unter Strafe, eine kritische Stinde erster Klasse zu begeben, nicht erlaubt, den Namen von Dickens anders als unter den Ersten des Faches, noch mehr unter den ersten Belletristen des Jahrhunderts zu nennen. Ein auf 58 Jahre ange-

stiegenes Leben hat er im Dienste der Schriftstellerei wohl verwendet und jene sehr bedeutende Fruchtbarkeit entwickelt, welche überhaupt den modernen Vertretern dieses Faches in den drei Hauptliteraturen (deutsch, französisch und englisch) eigen zu sein pflegt, freilich zwar nicht immer im Interesse des künstlerischen Werthes oder geistigen Gehaltes. Schwerlich dürfte eine Stimme dagegen auftreten, wenn Boz allen Ernstes der Rang des ersten modernen Humoristen Englands zuerkannt wird. Wenn der an dem frühen und lebendigen Studium von Volk und Welt Londons, des chaotischen Spielplatzes aller menschlichen Neigungen und Triebwerke, gezogene Mann von ebenso viel Lebhaftigkeit und Beobachtungstalent als Witz und Laune, von einem meist harmlosen und wahrhaft bezaubernden Humor, der sich mit seinen kurz und scharf zugeschnittenen Skizzen aus dem so außerordentlich buntbewegten und szenenreichen Leben jener Welthauptstadt (*Sketches of London*, 2 Bde., 1836—37) bei der Lesewelt einführte und gleich ihr Liebling wurde, rasch zum Rang eines erstaunlich viel gelesenen und einflussreichen Volkszeichners von durch und durch volkstümlichem Gepräge aufstieg und sich in dieser Stellung unbeirrt erhielt; wenn geradezu behauptet werden darf, es seien seine realistischen Zeichnungen nach dem Leben für England die ersten Volksromane gewesen, wie jene Literatur sie vor ihm nicht besessen und wie sie in zahllosen Abdrücken, Nachdrucken und Uebersetzungen über ganz Europa hinflogen: so kam dem leichtflüssigen, beweglichen und immer bereiten Talent und Witz des Autors ein glückliches und gewichtig anzuschlagendes Hilfsmittel zu Diensten; mit einem Verständniß und einer Liebe, wie sie sich selten zusammenfinden, kamen zu den an sich so sprechenden Federzeichnungen des genialen Schilderers, schon den ersten, die nicht minder genialen Illustrationen des großen Karikaturen- und Illustrationenzeichners Cruikshank, des englischen Hogarth hinzu, später die gleichartigen von Pitz (S. R. Browne), um aus jenen höchst anziehende und ergötzende Lesebücher für alle Stände zu machen, und Pinsel und Feder ergänzten sich, Figuren zu schaffen, oft bizarr und drollig, oft absichtlich karikiert und doch auch da noch mit erkannlicher Naturwahrheit aus dem wirklichen Volksleben genommen. So machte sich's, daß Boz gleich mit jenem ersten, noch entscheidender mit seinem zweiten Schriftwerk, den „Pickwick papers“, 1837—38, einer seiner vorzüglichsten und häufigst berufenen Schöpfungen,

zu einem ruhm- und tonangebenden Einfluß aufstieg, über den er eigentlich im Verlaufe schwerlich mehr hinauskommen konnte, wenn auch einzelne seiner größer angelegten Lebens- und Gesellschaftsbilder durch höhere Kunst und rundere Abgeschlossenheit der Anlage sich zweifellos über jene Erstlingsprodukte hinausheben.

Die Reihe der Werke von Boz ist sehr beträchtlich. Berechnen wir, daß mit dem letzten Vermächtniß seiner Feder, dem mitten in der Arbeit vom Tod unterbrochenen Roman „The Mystery of Edwin Drood“*) die Zahl seiner Bände überhaupt auf 128 angestiegen wäre, daß wir nicht weniger als 24 Werke von seiner Hand haben, so daß jedes Jahr der etwas mehr als 3 Jahrzehnte umfassenden reichen Schriftstellerlaufbahn ein neues, größer oder kleiner angelegtes Produkt entweder entstehen oder sich vollenden sah; wenn wir, was noch mehr sagen will, von Einem zum Andern die Beobachtungs- und Schilderungskunst, die Phantastie und Gestaltungsfrische zwanglos, natürlich, einfach und kräftig wieder frisch ansehen und immer wieder gleich lebenskräftige Gestalten entwerfen sehen, so müssen wir wohl zunächst der unerschöpflichen Naturstärke eines genial und reich angelegten Talentes unsern Tribut zollen.

Daß unsere deutsche Weltliteratur natürlich rasch sich aller dieser Werke bemächtigt und sie übertragen hat, daß selbst diese von Verschiedenen gelieferten Uebersetzungen bei den früheren bereits zu vierter oder dritter Auflage gediehen sind, braucht als eine Thatsache, die nicht im Gerینگsten auffallen kann, bloß angemerkt zu werden. Wir erwähnen hier der deutschen illustrierten Taschenausgabe sämmtlicher Werke von Boz, Leipzig bei F. F. Weber, in sehr gefälligem Druck, 125 Bde. mit 585 Illustrationen.

Edwin Drood nun ist das ziemlich weit angelegte Vermächtniß des Dichters, weit angelegt nämlich für unseren Zeichner, der sich durchaus nicht in die ungeheuerlichen Kompositionen der Franzosen und Deutschen, zum Theil auch der Engländer seiner Zeit eingelassen hat. Wie in einer Vorahnung naher Todes arbeitete der Dichter es rasch bis zur Hälfte aus und übergab es unverweilt dem Druck; aber der Tod war rascher als die Arbeitskraft des Dichters, das Werk ist als Fragment liegen geblieben und wird

*) The Mystery of Edwin Drood by Charles Dickens. With Illustrations. London 1870. 6 Lieferungen. Edwin Drood. Eine geheimnißvolle Geschichte. Deutsch von G. Lehmann. Mit Illustrationen von S. E. Hilber. Leipzig, F. F. Weber.

es bleiben. Die Leservwelt ist in England und Deutschland bereits davon in Kenntniß gesetzt, daß die Nachricht, als solle Edwin Drood von einem Zweiten, und zwar von Willie Collins (dem Verfasser der „Frau in Weiß“) vollendet werden, falsch war; die Verleger in London haben sich zu der pietätvollen Rücksicht bekannt, daß das Fragment eben so bleiben solle, wie es ist. „Wir können keinem andern Schriftsteller gestatten, das Werk zu vollenden, welches Dr. Dickens hinterlassen hat.“ Gewiß ein höchst anerkennenswerther Entschluß! Den Kritiker freilich sehen solche Fragmente in die höchste Verlegenheit, da sie ein irgend abschließendes Urtheil geradezu unmöglich machen, um so weniger sichere Kombinationen gestattend, wenn die ursprüngliche Anlage eine gewisse Weite hat.

Derlegen wir einmal den Roman in der vorliegenden fragmentarischen Beschaffenheit.

Er beginnt — nichts Neues bei Voß! — in höchst bizarrer Weise.

Es handelt sich, und das muß der Leser halb errathen, um die wild grotesken Visionen und halbweisen Beobachtungen eines Opiumrauchers, und wir befinden uns in einer höchst miserablen Kneipe oder Bude, wahrscheinlich zu London, nach ihren Zusassen zu schließen einer Art Matrosenlokal; hier tritt uns als erste Person unserer Geschichte ein Unbekannter entgegen, der als vorübergehender Besucher an sich und den Andern die Wirkung der sonderbaren Erscheinungen als eine Art Experiment beobachtet, überwiegend aber unter der abstoßendsten Form und in der armselig ekelhaftesten Umgebung. Der Mann aber erweist sich nachher als eine der Hauptpersonen des geheimnißvollen Drama's; es ist Jasper, geistlicher Vorsänger in dem alten Städtchen Cloisterham, der Onkel des Titelhelden Edwin Drood; er ist eigentlich die mysteriöse Person in der Geschichte und jedenfalls, so viel sich aus der fragmentarischen Abwägung schließen läßt, Hauptträger der Handlung. Von den im nächsten Kapitel eingeführten Personen ist außer Edwin für uns von Bedeutung einzig der ehrwürdige Unterdechant Sep-timus Crisparkle, ein ächt christlicher Priester von seltener Reinheit, Demuth und Humanität des Sinnes, eine jener harmonischen und höchst anziehenden Gestalten, aus denen die Engländer sich längst gewöhnt haben ihr Ideal eines Landgeistlichen zusammenzusetzen; der Dechant dagegen und der Küster Mr. Tope nebst seiner Frau sind bloße Nebenfiguren. Edwin selbst, ein munterer, leichtlebiger Junge, der als Ju-

genieur nach Aegypten reisen will, ist nach beiderseitigem Einverständnis der Eltern verlobt mit der kleinen Rosa Knospe (die er Miezchen nennt), einer Pensionärin zu Cloisterham, die uns als ein äußerst liebliches, etwas neckisch verzogenes, aber mehr Geist und Gemüth, als sie gewöhnlich zu zeigen beliebt, auf dem Grund ihrer jugendlich reinen Seele tragendes Mädchen entgegentritt. Die beiden improvisirten Brautleute, wohl gerade weil man sie ungefragt zusammengebracht hat, können sich nicht recht in die ihnen auferlegte Lebensverbindung finden und entschließen sich endlich, das Zwangsband in ein rein geschwisterliches Freundschaftsverhältniß aufzulösen. — Hier findet sich denn auch gleich ein Muster jener meisterhaft bis auf die kleinsten physiognomischen Züge eindringenden Genrezeichnung, durch welche Voß über so viele andere Schilderer hinausragt; es ist das Gemälde des alten verschlafenen Städtchens Cloisterham, die kostbarste englische oder, wenn man will, niederländische Genrezeichnung, voll Humor und voll der feinsten Striche realen Lebens, ganz wie das Genre in der Malerei sie anbringt, das Beste, was die Engländer in dieser Kunst leisten; Voß ist gleich als ein Meister dieser Zeichnungsvirtuosität in die Literatur eingetreten und ist darin Meister geblieben. — Wir werden nun im Verlauf in die Pension der Fräulein Twinkleton, wo Rosa lebt, eingeführt, und zugleich eingeweiht in alle die bekannten, halb ergötzlichen, halb widerwärtigen Einzelheiten des anfüllen Intriguen und zur Schau getragenen Scheinweijens so reichen Lebens einer jungfräulichen Pensionsvorsteherin von ehrwürdigem Alter und ihres scheinlebigen Institutes; wir kennen Alle dieses Institutsleben, daß Gott erbarhm! — Hierauf werden uns drei ganz verschiedenartige Originale vorgestellt: Da ist Mr. Sapsea, der Maire des Städtchens, in seiner Ausdrucksweise das studirte Kontrefei Sr. Hoch-ehrwürdigen, des Dechanten, mit Haut und Haar das Muster eines Esels als Typus der selbstgenügsamen und aufgeblasenen Dummheit. Da ist ferner Stein-Durdles, der grobe und meist besoffene Steinhauer und Grabsteinsfabrikant des Städtchens, nebenbei ein verrannter Gräbler nach alten Grabstätten der Kathedrale, in der er wie eine Raqe herumklettert; neben hundert andern drolligen Eigenheiten hat er als drolligste die, daß er sich nach einer bestimmten Nachtstunde je für einen halben Penny aufs Mal von einem jungen Schlingel des Städtchens, „dem er so ein Ziel im Leben gegeben hat“, mit

Steinwürfen heimzünden läßt. Da ist endlich Mr. Lukas Honeythunder, Hauptagent der philanthropischen Sekte in London, das wie ausgemeißelte, offenbar mit aller Liebe der spottenden Ironie gemalte Muster des seltenmäßigen Hochmuthes und des nacktesten, mürrisch widerwärtigen Egoismus in seiner abstoßendsten Form. Das ist wieder ein Hauptporträt, das diesen Herrn und seine ganze heillose Klasse, die eine der wenigst schönen, aber stärksten charakteristischen Seiten des englischen Lebens zeichnet, aufs Feinste trifft; launig genug, wie die Zeichnung folgendermaßen anhebt:

Ogleich es nicht ganz buchstäblich zu nehmen war, wenn notorisch Ungläubige wichtig von Herrn Honeythunder behaupteten, daß er seinen Nebenmenschen laut zurufe: „Versucht seien Eure Seelen und Leiber, kommt her und werdet höherer Segnung theilhaftig!“ so war doch seine Philanthropie von jener explosiven Art, die es schwer machte, sie von leidenschaftlichen Feindseligkeiten zu unterscheiden.

Dieses Muster der Nächsten- und Menschenliebe überbringt nach Cloisterham in Neville und Helena Landleß ein von der Natur mit den besten Anlagen ausgestattetes, aber bis dahin von den Menschen arg mißhandeltes, in der Erziehung vernachlässigtes und vollständig menschlichen gewordenes Geschwisterpaar, den Knaben Hrn. Crisparkle zur Erziehung, das Mädchen der Pension Twinkleton; beide gedeihen da, Neville unter des Geistlichen herzenguter und verständiger Leitung, Helena in der sofort emporgeschossenen innigen Freundschaft mit Rosa. Hr. Drood aber und der junge Landleß werden gleich beim ersten Zusammentreffen Feinde und haben eine heftige Scene mit einander, was auf den Verlauf der Geschichte bedeutend einwirkt. Hierauf wird uns das vierte Original vorgeführt in Hrn. Grewgious, dem Vormunde der Fräulein Rosa, einem Manne, der die Seelengüte, die Bescheidenheit, die Redlichkeit und Geschäftsgenauigkeit selbst ist, aber das Unglück hat keine Spur seines Geistes und Gemüths in der Erscheinung, dem Betragen und der Ausdrucksart darlegen zu können. Auch sein Porträt ist wieder ein Meisterwerk der Malerei von Dickens, und die Scene, wo der hölzerne Oheim, die personifizierte auktionäre Rechentafel, sich seinem Mündel vorstellt und mitteltich nach dem Laufpaß von Notizen seines Taschenbuches, die er sich als Eselsleiter für das Gespräch hingzeichnet hat und nun bis auf die letzte Notiz

„Abschied“ nach abgethaner Erklärung vorweg durchstreicht, ist von unübertrefflichem Humor. — Wir wohnen dem eigenthümlich stillen Hausleben des Junggefellens Mr. Grewgious bei; dabei wird uns als sein Angestellter in Bazzard ein mit Gott und der Welt unzufriedener unglücklicher Poet vorgestellt, dessen Dichterprodukte kein Mensch hören oder lesen will, und ferner wird uns ein Blick eröffnet ins Innere des seltsamen Herrn selber, und wir erfahren, daß dieser Vormund Rosa's, der das Kind wie seinen Augapfel hütet, einst eine tief verborgene Liebe zu dessen Mutter in sich trug. Dann folgt unter dem Titel „Eine Nacht mit Durdes“ eine geheimnißvolle nächtliche Wanderung von Jasper und dem Steinmetz auf die Spitze der Kathedrale, deren Sinn und Bedeutung uns, so weit die Geschichte fortgeführt ist, nicht aufgeschlossen wird. Am Christtag Abend söhnen sich Edwin und Neville, beide übrigens in auffallend düsterer Stimmung, in Jaspers Hause aus; ein furchtbarer Sturm bricht los, die Beiden wandern noch an den Fluß, und am Morgen ist Edwin — verschwunden; seine Uhr und ein Stück Kleid werden im Wasser aufgefunden, weiter keine Spur. Der Verdacht eines an dem Vermißten begangenen Mordes fällt auf Neville, der in seinem Herzen eine stille Liebe zu Rosa, der Verlobten Edwins, trug und am Morgen nach dem Sturm, gerade über die Weihnachtstage, in der nach aller Welt Meinung diese zwei ihre Trauung hätten anordnen sollen, zu einer Wanderung für einige Zeit sich aufgemacht hat, offenbar um nicht die ihm peinliche Feierlichkeit mit ansehen zu müssen. Auf Jaspers Betrieb verfolgen ihn Abgesandte aus dem Städtchen und holen ihn ein; man inquirirt ihn, ohne auf irgend eine sichere Spur zu kommen, doch bleibt ein Flecken auf seinem Namen hängen, und der arme junge Mann wird wieder aus der Nähe seines treuen Lehrers, der einzigen Seele, die außer der innig ihm ergebene Schwester bis jetzt im Leben ihm Liebe erwiesen, vertrieben. Nachdem wir ihn unter Mr. Honeythunders Auspicien, aber immer noch von den schützenden Blicken der beiden Ehrenmänner Crisparkle und Grewgious begleitet, in einem elenden Winkel studirend wiedergesunden, nachdem ferner unter den Namen Tartar und Datchery zwei neue und seltsame Personen ins Spiel geworfen worden, von deren Bedeutung für den Verlauf des Drama's wir vorläufig keinen rechten Begriff gewinnen können, wird uns am Ende des fünften Festes ein Licht gegeben, das den verwickelten Knoten ganz

wesentlich lösen hilft; wir stehen offenbar an der Peripetie des Stückes. Auf einmal nämlich enthüllt sich in einer erschreckenden Weichte an Rosa das bisher in einem unheimlichen Halblicht gehaltene Wesen des Kantors Jasper: Der Mann, dessen Seelenleben uns wie ein finsternes Geheimniß entgegentrat, der sich in gewissen Momenten beherrscht und urplötzlich gepackt zeigte von einer unrationellen Macht, sei's vorübergehende Geistesstrübung, sei's krampfartige Zuckung und konvulsivische Störung der Organe, der auf Rosa einen unerklärlich schreckenden und finstern abstoßenden Eindruck machte, als fürchte sie von ihm etwas Ungeheures, dieser Mann erklärt sich selbst als regiert von einer wahrhaft dämonischen, an Wuth grenzenden Liebe zu eben dieser Rosa, der Verlobten seines Neffen, von einer Leidenschaft, die er aber selbstbeherrschend vor der Welt ins tiefste Geheimniß zu kleiden weiß; er erklärt ihr, daß er sie um jeden Preis, auch wider ihren Willen, besitzen, daß er jedes dritte Wesen, das sich zwischen ihn und sie zu stellen wage, unfehlbar vernichten will. Daher offenbar auch der bitter verfolgende Haß gegen Neville, in dem er angeblich den vermutheten Mörder seines überaus theuren Neffen anklagt, während der Instinkt der Leidenschaft in ihm einen neu aufsteigenden Rivalen herausgefunden hat. Und nun, was ist der Schluß, den wir ziehen müssen, den wir früher schon nach allerlei noch halbdunkeln Anzeichen ahnten? Daß wir es in Jasper mit dem Hauptträger der Handlung zu thun haben, mit einer grundverdorbenen Natur von diabolisch heftiger Leidenschaft, daß seine bis zur vernarrten Schwäche getriebene Liebe zum Neffen bloßer Schein war und er selber dessen Mörder ward, um ihm Rosa nicht lassen zu müssen. Der Schleier ist gelüftet, und was wir erwarten, das ist der Gang der Lösung und die besondern Enthüllungen, die er mit sich bringen muß. Jeder mag sich diesen Rest nun selber frei konstruiren.

So viel über dieses letzte Werk als Fragment, in dem sich Boz nach allen seinen charakteristischen Grundzügen noch ebenso frisch und lebendig zeigt, wie je vorher. — Fassen wir nun diese Grundzüge selbst in ihrer Gesammtheit!

Es ist Nichts dagegen einzuwenden, wenn die englische Literaturgeschichte der Neuzeit bereits konstatiert hat, daß unter denjenigen Roman- und Novellschriftstellern, die sich zum Ziele setzten, dieses Genre als lebendige Illustration der Fragen zu verwenden, welche die moderne Gesellschaft mit der größten Heftigkeit bewegen,

nur zwei sind, deren Werke unter den markirtesten und hervorragendsten Erscheinungen der Literatur unserer Zeit eine ganz besondere Stelle einnehmen und gradezu eine neue Schule der englischen Novellistik begründet haben. Es ist Nichts dagegen zu sagen, wenn neben Dickens als zweiter William Makepeace Thackeray gesetzt wird, so ungleich auch in ihren Einzelzügen die beiden einander sein mögen. Dickens hat aber in seinen Gemälden aus dem Gesellschaftsleben mehr gethan, als Thackeray versuchte oder nur anstrebt. Sollten wir in ganz wenigen Perioden zusammenfassen, was die englische Kritik ihm zuzusprechen so ziemlich einstimmig geworden ist, so wären es etwa folgende Sätze: Seine Charakterzeichnung ist unnaahmlich kräftig und natürlich, die Gesichtsentwicklung in ihrem faktischen Ablauf immer interessant, und sie würde es noch mehr sein, wenn sie nicht zuweilen mit allzu vielen kleinlichen Einzelheiten sich belastet hätte. Seine Gewalt in der Aufregung des Gefühls reicht mit ganz gleichem Erfolge vom Grauen, das er oft zu sehr sucht und zu naht anfrägt, um es absolut in uns aufzurütteln, bis zum schmelzenden Pathos, und von da bis zu einer nun schalkhaften, nun rührenden Breite des Humors, die er nicht selten bis ins Karrikirte sich verziehen läßt. Es ist ihm nicht gegeben, sich in die höhere Welt der Ideale aufzuschwingen, und sein Tritt ist zu schwer für das besondere Feld romantisch-poetischer Meditation. Aber er wird kräftig und eindrucksvoll und erstunderisch mit dem Augenblicke, da sein Fuß auf den festen Grund des realen Lebens tritt; und nirgends ist er mehr in seinem Elemente, nirgends trägt er schärfere Beobachtung und wärmere Sympathien hinein als in Szenen, deren anscheinende Geringsfügigkeit fast jede andere Feder ermüdet hätte, oder deren moralische Fäulniß sie vor Schrecken sich hätte abwenden machen.

Sollen wir diese allgemeinen Beobachtungen durch unsere persönlichen ergänzen, erweitern und individueller gestalten, so sei zur Abrundung des Bildes Folgendes beigebracht:

Boz hat einen ganz eigenartigen, von den übrigen Hauptvertretern des englischen Romans, in erster Linie also von W. Scott und Bulwer grundverschiedenen Charakter. Im Allgemeinen ist in ihm keine Spur von der groß angelegten Komposition jener beiden, von der strengen Durchführung eines besonders weiten und einheitlichen Planes, von Größe der Gestalten oder idealem Gehalt. Er trägt von Anfang bis zu Ende mehr

den Charakter des zufällig nach der Lebensbeobachtung komponirten, des Genreartigen und Kleinen und dauchen in den Einzelzügen des ausgesprochenst Realen. Was ihn lesen, was ihn vielen Kreisen ausnehmend beliebt macht, das ist ein sehr gewandtes Auge für alles mögliche Detail, für alle Zufälligkeiten und Schattierungen des Weltlebens; und sein zweiter, damit parallel laufender Grundzug ist der unerschöpfliche Humor, der die ganze spielende Auffassung der Lebensverhältnisse, die ihm zur Unterlage dienen, in immer frischen Strahlungen und mit jedem Scherz begleitet. Seine Scenen dramatisiren sich mit der leichtesten Gewandtheit, und ein guter Theil der bunt durch einander sich bewegenden Personen bleiben als Originale im Gedächtniß haften. In Bezug auf Wirklichkeit und Ideal spaltet sich seine Thätigkeit ganz entschieden, und je nach der Seite, die er dem Auge bietet, geht er auf der Linie vom puren Naturalismus zum Idealismus vor. Während die Detailzüge sammt und sonders mit der markirtesten Bestimmtheit der Beobachtung entnommen und absolut Kopien des Lebens sind, wird dagegen die Porträtirung im Ganzen durch das Gruppiren der Mäße und ebenso wird der Gang seiner Geschichten so völlig zum rein erfundenen Phantasiebilde, daß er sich darin aufs Genaueste mit der französischen-romantischen Schule berührt, deren Schrecken er aus Londons Wirrsalen ebenso entschieden aufgreift und von einem ebenso tief dunklen Hintergrunde abhebt wie jene die Pariser, obgleich die Farben vermöge einer unauslöschlichen Zumischung natürlicher Humors hier weniger grell an die Oberfläche treten. Die Masse der in einander verwobenen Gestalten und Lebensscenen ist wahrhaft überrassend. Seine Fehler und Vorzüge sind übrigens weniger individuell, sondern liegen in einer ganzen Richtung des Novellensaches, von der er freilich ein Hauptvertreter ist.

In den kleinen Erzählungen von ganz willkürlicher Erfindung ist Boz ein anderer und entschieden ansprechender als in den langen Romanen; in diesen ist ein sicherer Plan eigentlich kaum zu finden, und Geltung hat bloß die genreartige Scene, doch auch die stellt oft nur einen verrenkten Realismus dar. Seine Schriften haben meist den Anstrich, zu einem kapitelweis journalistischen Lesen zusammengeschrieben zu sein. Neben dem Verzerrten spielt das Abscheuliche eine große Rolle; so ist z. B. in „The life and adventures of Martin Chuzzlewit, his relatives, friends and enemies“ das Verhältniß von An-

thony und seinem Sohn Jones mit einer selbst im elendesten Leben wohl seltenen Rohheit durchgeführt. Er hat eine geläufige Gewandtheit, Ton und Sprache gewisser Stände nachzumachen; aber in dieser Nachahmung, wie in überwiegenden Partien seiner Erzählung, die oft einen unverhältnißmäßig spärlichen Inhalt haben, verfährt er mit der geschwätzigsten Breite, welche den Charakter einer gemüthlichen Pflanderei annimmt. Ein starker Theil seines Erzählungsstoffes führt uns in die Schwindeleien und Betrügereien der beiden Welten ein und geht offenbar darauf aus, das Charakteristische aus diesem Gebiet einmal mit Bezug auf die jung emporgetriebene amerikanische Welt, dann mit Rücksicht auf die alten Kloaken europäischer Verderbniß, die Weltstädte, wie London, spezifisch herauszuheben; immerhin geht daraus eine Reihe von Situationen hervor, die als Curiosa gelten können; es ist darin so zu sagen ein Realismus der phantastischen Willkür, wie sie sich bei ihm etwa auch im Wechsel der Personen und im Umspringen mit Zeit und Ort geltend macht.

Das Natürlichste und eigentlich Spezifische an dem Talente von Boz ist die in den „Sketches“ repräsentirte Art, die ohne alle weitere Kombination eine ganze Reihe von unabhängigen Genrebildchen gibt, deren Charakteristisches ein durchaus freier Humor und eine viel geübte Beobachtung des Kleinen ist — überall porträtirbare Realität. Aber auch in größeren Stücken („The posthumous papers of the Pickwick-Club“, „Nickleby“ etc.) ist sehr wenig Komposition, dafür das durch willkürlichen und unbändigen Humor bestimmte Aneinanderreihen verschiedenartiger Abenteuer und Irrfahrten, Anekdoten und Bilder, die bunt durch einander gehen. Seine Farben, im selben Stück, sind schreiend verschieden, vom lachendsten Bunt bis zum finstersten Schwarz; bald überwiegt das Eine, bald das Andere. Die Personen, die Hauptspieler meist eine Art Abenteuerer, sind gewöhnlich ganz markirt gezeichnet, oft zum Malen, gutentheils Originale, allerdings mehr nach des Verfassers launischer Phantasie als nach dem Leben. Nicht selten sind es Zerrbilder, so in der barocken, zerrissenen, überladenen Familiengeschichte des Martin Chuzzlewit, zumal der alte Sonderling Martin und der spekulirende Heuchler Pecksniff, die am vollständigsten gezeichneten Gestalten; ihnen allen ist am Schluß die romanhafte Gerechtigkeit angehängt. Oder sie sind trotz der Versicherung des Autors doch wieder idealisirt; so in „Nickleby“ die Gebrüder Cheeryble und noch mehr ihre

Schüßlinge mit ausgeprägt deutscher Gutmüthigkeit und einem Zuschnitte, der überhaupt nur in frühere Zeiten paßt. Von Werth sind seine sehr farbigen Schilderungen aus dem Volksleben, so die des Cricketspielles, der Parlamentswahl in einem Burgflecken, eines Fancyprestebankettes, einiger erbaulichen Gerichts- und Advokatenereien, zumal einer köstlichen vor der Jury; das mit schlagender Lebenskraft erfaßte Bild der Yorkshirer Schule und ihres Vorstehers, der liebenswürdige Streit der sämmtlichen Chuzzlewits um des feindlich gesinnten Erbonkels Gut, das sie gerne hätten, u. A. m. sind Dinge, die man von der Straße genommen nennen möchte.

Legen wir an zwei Beispielen seine leicht und einfach lieblichen Erfindungen freundlichen Charakters dar: „A christmas carol in prose“ und „The cricket on the hearth“, aus dem neuen Genre der Weihnachtschriften seit 1843. Dort ziehen unter der Gestalt von Geistererscheinungen die verschiedenen Christtagabendfeiern in ihren ewig ansprechenden Bildern und Formen dem Geiste vorbei, und ihre eindringliche Lehre befehrt einen verstockten, geizigen Sünder zum Menschenfreund. Es ist eine ganz rein gehaltene, weiter ausgeführte Variante etwa zu Jean Pauls „Traum eines Jünglings am Neujahrsabend“. Die Christtagfeiern selbst, Bilder aus dem Leben, sind innig sprechend, und es ist immer etwas Eigenes um ihren Geist; ihr auch in idealisirtem Kleide doch glücklicher Realismus, heimisch ergreifend, spricht hier tiefer zum Herzen als die zwar brillante Phantase Jean Pauls. Das zweite Stück leidet zwar mehr als das ohnehin mit höherer Phantase entworfene erste an den disparaten Elementen der verwirrenden und durch einander werfenden Laune; doch söhnt das durchaus heimelige und Trauliche, das im Heimgengezirbe gleichsam den Schutzgeist des glücklichen Familienherdes singend einwirken läßt, mit den Unebenheiten aus, und in dem kleinen Bilde liegt anmutigende psychologische Wahrheit.

Nehmen wir als Muster der gelungenen unter seinen neuesten Werken die „Hard Times“, so begegnen wir einem wesentlichen Fortschritt. Komposition und Inhalt haben gegen früher eine weit sicherere Konsistenz und Einheit angenommen, und hier erst läßt sich von Plan und ebenso von bestimmter Zeitausschauung reden. Die Erziehung zum Mechanismus und Materialismus, von den Männern der „Thatfache“ aufgestellt, wenn auch in etwas bizarren Formen

genommen, ist hier doch in ihren die Seele verderbenden und den Geist verrenkenden Konsequenzen das warnende Bild von der Grundkrankheit unserer Zeit. Die systematische Austrocknung jeder spontanen Seelenbewegung, eines der Momente unserer heutigen Weisheit, treibt da die Frucht ihres dürren Elendes. Die Blicke ins Arbeiterleben sind mit viel Gemüth aufgenommen, haben etwas ungemein Inniges, Anmuthendes und fesseln durch ihre psychologische Wahrheit. Der alte Stephan und Rahel, mit dem unabweisbaren Zauber des unabwendbaren Unglückes bekleidet, sind erhebende Lichtgestalten mitten aus den untersten Schichten heraus; bei ihrer Zeichnung hat eine wahrhaft feine Künstlerhand gewaltet, und sie heben sich von dem dunklen Grunde des Volkselendes und der Volksverderbniß mit fast verkürzter Innigkeit ab. — Der Blick hat an Ernst und Tiefe sehr gewonnen, und die Seelenzustände sind mit dem vollen Verständnisse des Herzens dargelegt.

Aus sich und dem reichen Volksleben genährt, das er mit seltner Anschauungskraft erfaßte und mit nicht geringerer Frische und Schärfe schilderte, dabei von liebenswürdiger Gutmüthigkeit des Humors und vieler Herzenswärme, die ihr Talent gern der Unterhaltung und Belehrung zuwandte, hat Boz durch seine Volks-Romane und -Novellen einer ganz neuen Art einen hohen moralischen Einfluß auf alle Stände gewonnen.

Wer schließlich Boz mit dem zeitlich und räumlich ihm nächststehenden Bulwer zusammenhalten würde, der müßte auf die schlagendsten Differenzen kommen. Bei diesem philosophische Durcharbeitung des Stoffes, Größe der Reflexionen und der idealisirten Gestalten, Wahrheit und Höheit des tief eindringenden psychologischen Blickes, Einheit und Großartigkeit der Kompositionen, die als volle und runde Ganze ihren Stoff erschöpfen, durchweg ein mehr reflektirter und durchstudirter Grundzug als der einer ursprünglich quellenden Eingebung und trotz der Freiheit und Feinheit der Beobachtung eine Betrachtungsweise, die ihn die einfache Wahrheit des realen Lebens nicht darzustellen fähig macht. Ganz anders Boz, reiner Realist, soweit es wenigstens Auffassung und Stoffaufnahme beschlägt, der mehr im Kleinen sich bewegende, eminent sichere Genrezeichner, der Töpfer des englischen Großstadtlebens. Im direkten Gegensatz zu Bulwer und durch und durch volkstümlich, was dieser nicht sein und nie werden konnte, gibt er sich nie der abstrakten

Reflexion und nie der idealisirenden Kombination hin; er malt und bildet, er schafft Gestalten und Farben, Fleisch und Blut, und seine Gedanken sind wandelnde Personen.

J. J. Honegger.

Beiträge zur neuesten vergleichenden Sagenforschung auf indogermanischem Gebiet.

II. Eine der bekanntesten Sagenstoffe des griechischen Alterthums ist die Geschichte von Phädra und Hippolyt — vielfach hat sich die Dichtkunst, vornehmlich die dramatische, an diesem Motive versucht, und wenn auch die betreffenden Stücke des Euripides und Seneca keine weitere Verbreitung gefunden haben, Racine's Trauerspiel „Phädra“ wenigstens ist durch unseren großen Schiller in so meisterhafter Weise den Deutschen zugeeignet, daß es längst auf der Bühne heimisch geworden und den an erschütternden Momenten reichen Stoff allgemein bekannt gemacht hat. Ganz der nämliche findet sich nun auch in der persischen Sage, und wieder ist es das Schahname, in dem auch dieser poetisch gestaltet ist, und zwar in der Episode von Sijäwusch und Südäbe. Des Sijäwusch ist schon früher Erwähnung gethan, als eines mit allen Reizen leiblicher wie geistiger Schönheit ausgestatteten Jünglings, und wie Hippolyt fällt auch er dem furchtbaren Grimme verschmähter Liebe zum Opfer. Südäbe, des iranischen Königs Kai Kävus zweite Gemahlin, von sinnlicher Leidenschaft verzehrt und gleich schnell zur glühenden Liebe wie zum glühenden Haffe bereit, hat heimlich ihr Auge auf ihren Stiefsohn Sijäwusch geworfen, dessen Bild sie nicht mehr aus ihrem Herzen zu reißen vermag, seitdem sie ihn einmal in seinen strahlenden Reizen erschaut. Gleich Phädra fühlt sie sich „durchschauert und durchflammt“ von wilder Liebesraserei, und da er ihren Bitten, doch einmal das Frauengemach zu besuchen, den ganzen Stolz seiner Unschuld in den Worten entgegenstellt:

„Ein Küßling bin ich nicht,
Daß ab, auf Trug und Lügen süh' ich nicht“,

so weiß sie geschickt ihren Gemahl durch alle möglichen Vorwände dahin zu bringen, daß er selbst den Sohn auffordert, Südäbe's Wunsch zu erfüllen. Sijäwusch gehorcht diesem Wort des Königs, und als er eintritt in den Harem, erglänzt dieser in schönster Pracht, Moschusduft erfüllt ihn, Musik erklingt, Gesang erschallt, in den Beckern perlt feurriger Wein, und auf den Seidenpolstern des Throns von lauterem Golde, umgeben von den übrigen Frauen, ihren Töch-

tern und Dienerinnen, sitzt Südäbe im Juwelen-schmuck, die Rubincrone auf dem Haupt, erstrahlend gleich dem Stern Sohail, mit duftigem wallenden Lockenhaar. Sie umarmt und küßt mit Gluth den Jüngling und kann sich gar nicht an seinem Anblick erfättigen. Bekommen und geängstigt durch diese Art der Liebfosung kehrt er bald wieder aus dem Frauengemache heim, aber aufs Neue weiß sie mit Hülfe des nichtsahnenden Königs ihn in ihren Kreis zu ziehen, und als er nun, der vergeblich dem Vater seinen Argwohn mitgetheilt und von diesem nur lächelnd mit der Erwidderung zurückgewiesen ist:

„Die Sorgen banne aus der Seele dir,
Denn Südäbe ist Mutter dir — es schlägt
Ihr Herz vor Liebe, die sie für dich hegt“,

zum zweiten Male verlegen, bang und stumm den Harem betritt, fordert Südäbe ihn auf, unter den anwesenden Töchtern und Mädchen sich eine Gattin zu wählen. Dies Mittel erwirkt augenblicklich das, was zu erwirken ihre einzige Absicht war, nämlich daß alle Bemühen der Frauen des Frauengemaches, schamerröthend und jede in froher Erwartung lebend, sich zurückziehen, und sie mit ihrem Stiefsohn allein zurückbleibt. Blüßschnell hebt sie den Schleier empor, und Sijäwusch in die Arme stukend und ihre Lippen fest auf seine Wange pressend gesiecht sie ihm, daß die von ihr vorgeschlagene Heirath nur zum Scheine vor sich gehen soll, daß sie selbst einzig und allein ihm ihr Herz geweiht habe und von ihm verlange, daß er ihr, der strahlenden Sonne, neben der die Uebrigen nur blassern Mondesschimmer gleichen, den ersten Preis der Schönheit zolle. Mit glühenden Worten fleht sie nun Gegenliebe:

„In Allem will ich mich dir willig zeigen,
So Leib als Seele geb' ich dir zu eigen,
Gewähren will ich, was du magst verlangen,
In deinem Liebesnetz bin ich gefangen!“

Sijäwusch, obgleich im Innersten empört, will sie doch nicht durch gänzliches Zurückstoßen allzu sehr beleidigen, und erklärt sich, indem er den Hauptpunkt geschickt zu umgehen weiß, zur Heirath mit einer ihrer Töchter bereit. Als sie ihn aber zum dritten Male in ihr Gemach beruft, und noch einmal Worte heißer Liebe an ihn richtet, da waltt der Unmuth in ihm auf, und wie Hippolyt bei den Liebesworten der Phädra ausruft: „Vergiffest du, daß Thebens dein Gemahl, daß er mein Vater?“ so ruft auch Sijäwusch:

„Am Vater sollt' ich zum Verräther werden,
Ich sollt' ein schöner Missethäter werden?
Du, Weib des Schahs, du, Sonne seines Thron,
Du lockst zu solchem Frevel seinen Sohn?“

und stößt sie mit Abscheu von sich zurück. Die Folge davon ist, daß nun von Ingrimme erfüllt die Verschmähte sich an ihm zu rächen sucht. Sie fürchtet seinen Stolz, und kurz entschlossen stellt sie wie Phädra in den Augen ihres Gemahls den Stiefsohn als den Versucher hin, der sie von Pflicht und Ehre habe abwendig machen wollen und liebeglühend Hand an sie zu legen gewagt. Zwar weiß sich Sijawusch in überzeugender Weise von diesem bösen Verdachte zu reinigen, aber dennoch vermag der König nicht an Südbäbe's Schuld zu glauben, er denkt der vielfachen Liebesbeweise, die sie ihm gegeben, und als sie endlich gar mit Hülfe von Zaubermitteln seinen Sinn zu befhören und ihn mehr und mehr auf ihre Seite zu locken weiß, da ist er vollends im Zweifel, wer hier Recht, wer Unrecht haben mag. Auch die Mobeds, die weisen Alten, vermögen keine endgültige Entscheidung herbeizuführen, und so wird schließlich ein Gottesurtheil zur Erforschung der Unschuld angestellt. Sijawusch soll die Feuerprobe bestechen, und im vollen Vertrauen auf sein gutes Recht und des Himmels mächtigen Schutz erklärt er sich hierzu bereit mit den muthigen Worten:

„Ob auch ein ganzer Berg von Feuer laßt,
Weit besser als die Schande ist der Tod!“

Er besteht die Probe glänzend, und Kai Kävus, sein Vater, verurtheilt nun die treulose Südbäbe zum Galgen, aber auf Sijawusch's Bitten wird sie endlich doch noch begnadigt, und beide Vetheiligte gehen also unversehrt aus diesem Konflikt hervor. Insofern scheint der Ausgang der persischen Sage bedeutend von dem der griechischen abzuweichen, und der persische Theseus ein etwas verständigerer und besonnener urtheilender Vater zu sein als der Heros des klassischen Alterthums. Aber es ist doch nur scheinbar, und der alte Spruch: „Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben“ bewährt sich auch hier. Die orientalische Gestaltung der Sage zeichnet sich eben durch größere Fülle des Details aus, sie hat den Faden der Handlung weiter und länger ausgesponnen als jene, das Endergebniß ist trotzdem in beiden ziemlich dasselbe. Südbäbe lockt durch alle möglichen Künste den schwachen König, der allgemach wieder in heißer Liebesleidenschaft für sie erglüht, mehr und mehr in ihre Netze und schürt seinen Argwohn gegen Sijawusch, um diesen doch noch zu verderben. Und das gelingt ihr nur zu gut. Als auf einem Feldzuge gegen Turan Sijawusch mit dem Feinde gegen Stellung von Geißeln einen Vertrag ab-

schließt, verlangt der von Südbäbe mit Mißtrauen erfüllte König, empört über seinen Sohn, von ihm die Auslieferung der Geißeln, um sie zu tödten. Sijawusch entzweit sich mit dem Vater über diesen von ihm geforderten Wortbruch und flüchtet sich nach Turan, dessen König ihn gastfreundlich aufnimmt und ihm sogar seine Tochter zum Weibe gibt. Im reizenden Lustorte Gangdis, der Stadt

„mit hochgethürmten Schöffsen,
Mit Rosenhainen, sprudelnden Gewässern,
Mit Gärten voll Cypressen und voll Cedern,
Mit Aufhebänken und mit warmen Bädern“,

wo Hirche und anderes Gewild sich in reicher Fülle tummeln, alle Hügel von Pfauen und buntfarbigen Fasanen wimmeln, wo der Sommer nie heiß und der Winter nie kalt ist, wo süß und klar alle Quellen strömen und Frühling herrscht das ganze Jahr hindurch — dort verbringt der jugendliche Held in seinen Schöffsen mit den wolkennahen Kuppeldächern und den Pracht Sälen bei Musik und Gesang wohneliche Tage. Aber heimlich schleicht das Unheil heran, ein Verräther weiß dem König von Turan den Verdacht einzusößen, als stehe Sijawusch im Einvernehmen mit dem Feinde, voll wilden Hasses schickt dieser eine Mörderrotte aus, und unter ihren Streichen fällt des unschuldigen Jünglings Haupt. Pant wehklagt nun Kai Kävus, der Vater, daß er einst seinen Sohn aus seinen Reichen verjagt, wehklagt wie Theseus, als er den schrecklichen Erfolg seiner an Neptun gerichteten Bitte um Bestrafung Hippolyts vor Augen sah; Rufem aber, der starke Held, des Sijawusch's Freund und Waffenbruder, entbrennt in glühendem Rachegefühl, und die erste, die seinem Grimme zum Opfer fällt, ist Südbäbe, die tüdtsche Stiefmutter, denn sie hat unaufhörlich des Königs Abneigung gegen seinen Sohn genährt und ist so mittelbar die Haupturheberin von dessen Tode geworden. An den Haaren faßt er sie, reißt sie vom Throne herab, schleppt ihre Glieder im Staube dahin und trennt ihr endlich das Haupt vom Rumpf. Dann erst zieht er gegen Turan zu Felde und übt auch da die blutigste Wiedervergeltung.

Zu diesem Phädrastoffe bieten übrigens auch manche andere morgenländische Literaturen ein bedeutsames Pendant. Die ganz ähnliche biblische Geschichte von Joseph und der Gemahlin des Potiphar ward zuerst von Muhammed in der zwölften Sure des Koran weiter ausgeführt, und auf Grund dieser Erzählung bemächtigte sich dann vorzugsweise die

persische Poesie des interessanten Stoffes. Schon Firdusi schrieb neben seinem „Schâhname“ ein großes Epos: „Jussuf und Zuleika“, und nach ihm haben sich viele bedeutende Poeten daran versucht, mit größtem Glück aber Dschâmi, der letzte hervorragende Dichtergenius Persiens, dessen gleichnamiges Epos von Rosenzweig in Text und metrischer Uebersetzung herausgegeben ist. Auch in dem aus 1001 Nacht von Scheibzâde bearbeiteten türkischen Volksroman „Die vierzig Bezire“ bildet eine solche Phädrageschichte, ebenfalls mit glünstigem Ausgange für den unschuldigen Stieffohn, die Einkleidung, so zu sagen den Rahmen des ganzen, eine Menge von kleineren Erzählungen umfassenden Werkes, das von Behrnaver trefflich verdentscht ist.

Verlassen wir jetzt das „Schâhname“ und wenden wir uns zu dem zweitgrößten Dichterheroen Persiens, dem schon mehrfach genannten Nisâmi, der im 12. Jahrhundert lebte und wirkte und in dem die romantische Epik ihren höchsten Gipfelpunkt erreichte. Auch er liefert uns, vornehmlich in einem seiner Werke, dem „Heft Peiker“, eine interessante Parallele zu einem bekannten Stoff des Abendlandes. „Heft Peiker oder die sieben Schönheiten“ ist ein umfangreiches episches Gedicht, das die Liebesverhältnisse des persischen Fürsten Behrângûr (so genannt, weil er ein leidenschaftlicher Jäger des Gûr oder Wildesels war) zu sieben schönen Prinzessinnen behandelt, die er alle zu gleicher Zeit geheirathet und denen er sieben mit verschiedenen Farben und Edelsteinen ausgeschmückte Prunkgemächer eines eigens dazu erbauten prachtvollen Palastes zur Wohnstatt angewiesen hatte. Jeden Tag der Woche pflegte er nun, in die Farbe des betreffenden Zimmers gekleidet, eine seiner Gemahlinnen zu besuchen und sich von ihr durch eine anmuthige Erzählung, die stets mit dem Lob der speciellen Farbe schloß, unterhalten zu lassen. Von diesen sieben Erzählungen, die also den Hauptbestandtheil des ganzen Werkes bilden, ist nun die hier einschlagende die vierte, die Behrângûr von der slavischen Prinzessin vernimmt und die zur Heldin eine russische Fürstentochter hat. Diese zuerst von Franz von Erdmann in Text und Uebersetzung herausgegebene Episode ist ein überraschendes Seitenstück zu der durch Schiller in so vorzüglicher Weise aus dem Italienischen übertragenen oder vielmehr nachgebildeten und veredelten Gozzi'schen Tragikomödie „Turandot“, deren Stoff entschieden aus dem Orient entlehnt ist und mit unserem Nisâmi'schen Märchen wahrscheinlich eine und dieselbe gemeinsame Ur-

quelle hat, wenn sich das jetzt auch nur noch in den gleichen Hauptmotiven, nicht mehr in der sehr von einander abweichenden Detailausführung erkennen läßt. In der Charakterzeichnung der Heldin ist die Aehnlichkeit der beiden Erzählungen am überraschenden. Turandot wie die russische Fürstentochter sind beide Frauen von höchster Schönheit, von erhabenem Sinn und seltenem Geistesadel, die gütig gegen alle Welt nur ein Vaster, unbezwinglichen Stolz, besitzen und jeden Mann hassen und verabscheuen, weil sie in ihm den übermüthigen Unterjocher des Weibes, den wilden Jäger schauen, dem jede Schönheit zur Beute fallen muß. Beide werfen sich gleichsam zur Rächerin ihres beleidigten Geschlechtes auf, indem sie dem stolzen Männervolke, das nach ihrer Meinung keinen andern Vorzug als rohe Kraft vor dem Weibe voraus hat, den Krieg erklären, bis sie endlich doch die Uebermacht seines Geistes anerkennen müssen, und selbst von der Liebe Macht bezwungen, mit ihren eigenen Waffen geschlagen, frei dem Zuge ihres Herzens folgen und dem erkorenen Gatten in die Arme sinken. „Ein Weib zwar an Gestalt, ein Mann an Weisheit reich“, so charakterisirt Nisâmi im Allgemeinen die Tochter des russischen Herrschers und malt dann in den glihndsten Farben, mit den überschwänglichsten Bildern bis ins Kleinste hinein ihre unergleiche Schönheit, ihren edelgleichen, hohen und schlanken Wuchs, überhaupt alle ihre äußeren Reize wie nicht minder auch ihre trefflichen Geistesanlagen aus. In allen Fächern des Wissens ist sie bewandert, den Lauf der Gestirne, die geheimen Kräfte der Natur kennt sie und weiß sie zu gebrauchen, und Witz und Scharfsinn stehen ihr in reichstem Maße zu Gehot. Aber hart und stolz wendet sich ihr Herz von den Männern ab, nichts will sie von Liebe wissen, und da der Ruf ihrer Schönheit zahllose Werber aus allen Gegenden herbeilockt, so sinnt sie auf ein wirksames Mittel, um sich vor dem Ungestim der verhassten Freier zu retten und ihre unumschränkte Freiheit vor der Gefahr zu bewahren, einem Manne unterthan und damit für immer vernichtet zu werden. Sie begnügt sich aber nicht mit dem Aufgeben von spitzfindigen, unlöslichen Räthseln allein, wie Turandot, sie erfindet noch schwerere, unübersteigliche Hindernisse, die erst besiegt werden müssen, ehe der kühne Freier überhaupt vor ihr Angesicht treten und auf die Fragen dieser Sphinx Rede und Antwort stehen darf. Und darin zeigt sich wieder die reichere, läppigere Phantasie der

Orientalen, die gerade auf diesem Gebiete des Phantastischen und Märchenhaften keine Grenze noch Schranke kennt. Mit Einwilligung ihres Vaters, der sich gleich Altoun in Gozzi-Schiller erst lange geweigert, dann aber doch schwach genug gewesen ist, dem Wunsch seiner geliebten Tochter zu willfahren, hat sich unsere russische Heldin auf einem abgelegenen Berge eine feste Burg erbaut, in der sie, von reichen Schätzen umgeben, wohnt, und den zu dieser Feste führenden steilen Pfad mit Talismanen aus Erz und Stein verwahrt, die, ausgenommen des Schlosses Wächter, Jeden, der sich unüberlegt in sie hineinsetzt, vernichten. Will nun trotzdem noch Jemand um ihre Hand werben, so muß er zuvor folgende vier Bedingungen erfüllen, deren Erlaß nebst ihrem eigenen Porträt am hohen Altar der Stadtpforte angehängt ist. Erstens muß er von gutem Ruf und makelloser Tugendreinheit sein, zweitens die Talismane siegreich aus dem Wege räumen, drittens, wenn er sie erlegt und in sichere Fesseln geschlagen, mit ihnen sich bei der Prinzessin melden und Stand und Namen nennen, und viertens endlich am Hof ihres Vaters in der Hauptstadt, wohin er in ihrem Gefolge zu reisen hat, verschiedene tief versteckte Räthselfragen lösen. Wer dies nicht erfüllt, fällt unrettbar als Opfer, und wie in Peking auf Turandots Befehl werden auch hier die Köpfe der Wagehälse zum warnenden Exempel mit ihrem blutigen Schopf am Stadthor aufgehängt. Viele edle Jünglinge unternehmen nun, gereizt von der himmlischen Schönheit, das Wagestück, aber alle unterliegen, geben Haupt und Leben in dem grausamen Spiele dahin und ernten als Lohn für ihre Tollkühnheit und thörichte Verblendung nichts, als was bei Schiller mit den kurzen, treffenden Worten ausgedrückt ist:

„Der Khan besetzt die fürchterliche That,
Doch ungerührt frohlockt die stolze Schöne!“

Da endlich naht ein Prinz aus angesehenem Fürstenblut, von schöner Gestalt, edelmüthigem beherzten Sinn und hoher Geisteskraft dieser Gegend und wird beim Anblick ihres Bildes ebenfalls von glühender Liebe für die herzlose Schöne entflammt. Aber weniger vorschnell als Kalaf, der sich gleich lieberasend in das Waguis hineinsetzt, kämpft dieser lange Zeit einen harten Kampf zwischen seiner Leidenschaft und der Furcht vor dem gräßlichen Ende, und sehr bezeichnend sagt Nisami von ihm:

„Er war im Herzen voll Verlangen Nacht und Tag,
Nicht Nacht war ihm die lange Nacht, der Tag nicht Tag!“

In seiner Rathlosigkeit geht er schließlich zu einem kundigen, in allen geheimen Künsten erfahrenen Greise, und als dieser ihn wohl instruirt hat, beginnt er seinen Kriegsplan zu entwerfen, schließt — ächt orientalisches — mit den Geistern einen Bund und macht sich nun mit dem festen Vorsatz:

„Entweder fall' des Haupt's Tiare in den Staub,
Ja oder schmieß' das Haupt mit neuem frischem Laub“

auf den gefahrvollen, verderbend drohenden Weg zu der Burg. Glücklicherweise überwindet er die Talismane und dringt gewappnet bis an das Thor der Feste vor, wo er von der durch seine ungeahnten Erfolge überraschten Schönen den Bescheid erhält, zur Stadt zurückzukehren und dort noch zwei Tage zu harren, bis sie sich an ihren Vater gewendet und mit ihm Rücksprache genommen. Die Bürger aber geleiten den siegreichen Jüngling im Triumphzuge in die Mauern der Stadt heim und geloben feierlich, sich gegen den Schah zu empören, wenn er diesen nicht zum Sidam erkläre, ihn vom Throne zu stürzen und diesen tapferen Prinzen selbst zum Herrscher zu erwählen. Die russische Turandot setzt sich indessen mit ihrem Vater ins Einvernehmen, und obwohl sich in ihr bereits die Liebe zu dem schönen, mannhaften Jüngling regt, kann sie doch die Härte ihres Herzens noch nicht ganz überwinden und beschließt, es noch auf die letzte Probe mit den Räthseln ankommen zu lassen, um auch Beweise seines Scharffsinns zu erhalten. Diese Räthsel haben nun eine ganz eigenthümlich orientalische Fassung, und auch wohl nur ein Orientale mit dem spitzfindigsten Grüblergeist war von allen Sterblichen im Stande, sie zu lösen — jeder Andere würde selbst bei allem Aufwand von Geistesstärke die richtige Antwort auf die von der Prinzessin gestellten geheimnißvollen Fragen gewiß niemals gefunden haben. Der Schah richtet nämlich ein großes Gastmahl an, zu dem alle Edlen des Reiches und auch der prinzipliche Freiwerber geladen werden, und als man tüchtig geschmaust, besteigt der Herrscher den Thron, die Gäste reihen sich um ihn herum, und die verschleierte Schöne nimmt nun zunächst zwei Perlen aus ihrem Ohrgehäng und läßt sie dem Prinzen überreichen. Das ist die erste Räthselfrage. Er löst dieselbe glücklich dadurch, daß er den beiden Perlen drei andere zufügt und diese fünf seiner angebeteten Geliebten zurücksendet. Der Sinn der Frage war, wie die Prinzessin ihrem Vater später erklärt:

„Ich meinte durch der beiden Perlen glanzvoll Bild,
Daß mir das kurze Leben nur zwei Tage gilt!“

und er beantwortet den feinen Sinn derselben sehr treffend dahin: „wenn es auch fünf Tage sind, es geht trotzdem im Nu vorüber“, wobei man zum näheren Verständniß wissen muß, daß dem Perfer das Bild von fünf Tagen für dies kurze, vergängliche Erdenleben ein ganz geläufiges und tausendmal von Dichtern angewandtes ist. Die Prinzessin schreitet zur Aufgabe des zweiten Räthfels, indem sie diese Perlen zusammen mit Zucker in eine Schachtel legt und wieder an den Prinzen befördert. Das heißt: dieses kurze Leben von fünf Tagen ist reich an Sinneslust, und schließt also die Frage in sich ein, wie diese am besten aus demselben getilgt und durch edlere Gefühle ersetzt werden könne. Der Prinz mit rascher Geistesgegenwart gießt Milch auf diesen Zucker, wodurch derselbe geschmolzen wird, und deutet damit höchst sinnig einestheils die innige Verschmelzung zweier Liebenden an, nach dem Ausspruch des großen persischen Dichters Dschämi:

„Paar Gleich mit Gleichem wohl, und Gleich mit Ungleich laß,
Weil Del und Wasser dies, doch Milch und Zucker das“,
andernteils aber auch, daß ebenso, wie durch einen Tropfen klarer Milch der Zucker weggeschöpft wird und verschwindet, auch die bloße gemeine Sinneslust durch die völlige Seelen- und Leibesverbindung von zwei gleichgestimmten Liebenden vernichtet oder doch wenigstens veredelt und geläutert wird. Diese Proben über-raschenden Scharfsinns beim Prinzen haben nun bereits den letzten Rest von Stolz und Härte aus dem Herzen des Mädchens verschreckt, nicht länger kämpft sie wie Zuranot mit sich selbst und sucht dem Geliebten neue Qualen zu bereiten, sondern fest entschlossen, die Seine zu werden, gibt sie nun durch die Fassung der dritten Räthselfrage ihm schon genugsam ihre Liebe und ihre Einwilligung zur Ehe mit ihm zu erkennen, indem sie einen Ring vom Finger zieht und dem Prinzen überreicht. Er sieht darin mit Recht ein Liebesunterpfand, und gibt an sie eine Perle zurück, die sie schnell so deutet:

„Er sagte mir durch diesen Edelstein,
Er werd' ein Gatte mir gleich einer Perle sein.“

Damit ist nun eigentlich das Räthselspiel zu Ende; was noch folgt, ist bloßer symbolisch-allegorischer Firlefanz im morgenländischen Geschmack, der aber dem Prinzen keine weiteren Räthse zu knacken gibt. Die Schöne fügt nämlich der von ihm erhaltenen Perle noch einen kostbaren Hyacinth bei, löst des Busens Band, d. h. die Perlenkette auf ihrem Busen, und

„Verleiht sodann dem Bande alle beide ein,
Denn beide sollten eins, nicht mehr, nicht minder sein.“
Sie bekennt sich also dadurch als seine fortan von ihm unzertrennliche, mit ihm eins gewordene Gattin. Endlich nimmt sie noch eine andere Perle und läßt sie dem Prinzen überbringen, der seinerseits zu derselben einen himmelblauen Siegelring legt und ihr beides zurückstellen läßt. Sie steckt den Ring an ihrem Finger, die Perle ins Ohr und ruft dann ihrem Vater freudestrahlend zu:

„Mein Glück erkenne du in diesem meinen Freund,
Der als der einzige mir für meine Wahl erscheint,
An dem ich den Gemahl gefunden, dessen Geist
In allen Gegenden der angestammte heißt.
Und wenn die Einsicht wohl sich unter Freunden gleicht,
Mein Wissen seinem Geist doch nicht das Wasser reicht.“ —

Auch dieses morgenländische Seitenstück zu einem im Abendlande geläufigen Stoff steht keinesfalls vereinzelt da. Unter den von Herrn von Harthausen im ersten Bande von „Transkaukasien“ mitgetheilten armenischen Märchen kehrt derselbe in ganz ähnlicher Weise wieder und wird auch da als ein seinem Ursprunge nach wahrscheinlich persischer aufgeführt; und in dem großen türkischen Volks- und Sittenroman von Sidi Batthal, einem poetisch wie kulturhistorisch überaus interessanten Uebersetzung altmorgenländischer Literatur (der demnächst in Text und Uebersetzung von dem Verfasser dieser Skizze veröffentlicht werden wird), findet sich ebenfalls eine ähnliche weibliche Heroine, Adana, die Tochter des Königs Hamiran, die nur dem Ritter ihre Hand reichen will, der sie im Einzelkampf besiegt, und endlich in dem Helden des Romans selbst ihren Meister findet. Auch die arabische Erzählung von der Heldentöchterin (in des Verfassers „Morgenländischen Studien“ in der Novelle „Kampf und Sieg“ frei bearbeitet) bietet eine interessante Parallele dazu.

Noch manche andere interessante Parallelen mit unserer Sagenwelt ließen sich aus der persischen Poesie anführen, wir wollen uns aber damit begnügen, hier nur noch eine der bedeutendsten eingehender zu besprechen, und mit dieser unsere Skizze beschließen. Es ist das ein Seitenstück zu Gottfrieds von Straßburg „Tristan und Isolde“, das sich in dem schon Eingangs erwähnten und von dem trefflichen Orientalisten und Uebersetzer Professor Graf in Meissen jüngst durch eine auszugsweise metrische Nachbildung einem größeren Kreise zugänglich gemachten „Wis und Rämän“ aus der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts findet. Erste Dichtungen, die persische wie die deutsche, zeichnen sich durch gleiche Formvoll-

ding, durch gleichen Schmelz der Darstellung und gleiche Meisterschaft in der Charakterzeichnung und Seelenmalerei aus, in beiden ist dasselbe Motiv mit der größten psychologischen Wahrheit und Tiefe poetisch und künstlerisch durchgeführt, die unbezwingliche, den ganzen Menschen überwältigende und alle Schranken der Sitte, der zu Recht bestehenden Moralgesetze durchbrechende Gewalt der Leidenschaft, das lodernde Feuer der sinnlichen Liebe mit allen ihren dem feineren Gefühl Hohn sprechenden Verirrungen und bedenklichen Situationen. Und nur insofern verleiht das persische Epos bei weitem mehr als das Lied Gottfrieds von Straßburg unsere innersten Empfindungen, weil der darin zum Austrag gebrachte Ehebruch wirklich für die beiden Beteiligte einen günstigen Ausgang nimmt, sie nicht in dem Widerstreit von heißer Liebesleidenschaft und strenger Sittenpflicht zu Grunde gehen, sondern am Ende gar noch triumphiren und über der Leiche des schmählich betrogenen Ehemannes sich zum gesetzlichen Bunde die Hände reichen. Der Anfang des persischen Gedichtes ist freilich ein ganz anderer als in unserem, aus einer britischen Quelle geflossenen Epos; aber so verschieden die Fäden auch sind, die am Anfange der beiden Erzählungen gesponnen werden, sie führen im weiteren Verlauf doch zu dem vollkommen gleichen Resultate, zu ehelicher Untreue der Heldin aus heißer Liebesgluth zu einem Dritten und zum fortwährenden schamlosen Betrug gegen den angetrauten Gemahl. Bei einem prachtvollen Fest erblickt der König Mobed, der in unserem Epos später die Rolle von Tristans Oheim Marke zu spielen hat, unter den perigleichen Schönen als schönste die Schahrü und begehrt ihre Liebe. Als sie ihm nun aber erklärt, daß ihre größte Schönheit längst dahin und daß sie einen Gemahl ihr eigen nenne, dem sie schon eine Reihe stattlicher Söhne geboren, da ersucht der König sie, ihm für den Fall, daß der Himmel ihr noch eine Tochter bescheere, diese zum Weibe zu geben, worüber ein förmlicher Vertrag zwischen beiden aufgesetzt wird. So ist der verderbliche Knoten geschürzt, und mit Recht begleitet der Dichter dieses Moment seiner Erzählung mit den sinnigen Versen:

„Sieh, wie viel Unglück sie heraufbeschworen,
Daß sie vermählten, die noch nicht geboren!
Des Dunkel farb'gen hat gar viel die Welt,
Was dem Verstande schwer zu bill'gen fällt.
Was das Gesicht von Knoten weiß zu schlingen,
Kann dem Verstand zu lösen nicht gelingen.“ —

Viele Jahre nachher gebiert nun Schahrü wirk-

lich eine wunderbar schöne Tochter, Wis; und gerade als diese, zur Jungfrau herangewachsen, von der Mutter ihrem Bruder vermählt werden soll, kommt der Beizir des Königs Mobed, um die Erfüllung des alten, vertragsmäßig festgesetzten Versprechens zu begehren. Wis weist ihn mit den schönsten Worten zurück:

„Kann die Ehreffe an die Brust ich drücken,
Wie sollte mich ein dürrer Baum beglücken?“

auch die Mutter will von dem alten Uebereinkommen nichts wissen, aber Mobed ruht nicht, zettelt Krieg gegen ihren Gemahl und den für Wis bestimmten Bräutigam an und sucht während dessen durch unermeßliche Schätze und Versprechungen aller Art Schahrü's Herz zu fesseln und seinem Wunsche geneigt zu machen. Endlich gelingt ihm das auch, heimlich bei Nacht wird er von der Mutter ins Schloß gelassen, er ergreift Wis und führt sie als sein Weib fort nach Merv, seiner Residenz. Unterwegs aber erblickt Nämîn sie, der jüngere Bruder des Königs, der Tristar des persischen Gedichtes, der, mit ihr von derselben Amme auferzogen, seit seiner Kindheit heimlich für sie geglüht, und nun aufs Neue in das heftigste Liebesentzücken geräth. Und während Wis in Merv traurig daßigt, und die herbeigeilte Amme gleich ihrer Kollegin in Romo und Julia sie vergeblich mit ihrem Geschick auszuföhnen sucht, vergeblich ihr vorstellt, wie zwar eine Perle ihrer Hand entfallen, ihr dafür aber von Gott ein kostbarer Edelstein geschenkt sei, wie der Himmel ihr einen silbernen Apfel genommen, um ihr dafür eine goldene Apfelsine zu reichen, wird Nämîn von seiner Leidenschaft fast verzehrt. Endlich knüpft er mit der Amme selbst Unterhandlungen an, und diese, so recht „auserlesen zu Kuppler- und Zigeunerwesen“, thut Alles, um Nämîns Reize vor Wis in das rechte Licht zu stellen und Liebe für ihn in ihrem Herzen zu erwecken. Mit Strenge weist diese zuerst solches Anstinnen zurück, aber die Listen und Ränke der Amme, ihre schmeichlerische, berückenden Reden machen sie allmählich willfähriger, sie wird freundlicher für Nämîn gestimmt, und als sie ihn einmal vom Gartensaal aus erblickt, da ist es um sie geschehn.

„Der Div der Liebe trat ihr wild entgegen,
Die blut'ge Kralle ihr an's Herz zu legen,
Er zog und riß, bis er dem Geist Verstand,
Dem Herzen Ruh', der Wange Farb' entwand.“

Zwar bändigen Scham und Gottesfurcht noch eine Zeit lang ihre Triebe, wie es auch von Meister Gottfrieds Istahe heißt:

„Die Schöne stritt dawider
Und sträubte sich noch Schritt für Schritt.
Sie wehrt' und sperrete sich gar sehr
Und versenkte so nur mehr
Die Hände und die Füße
In die versangende Süße
Des Mannes und der Minne.
Was auch Holt gedachte
Und sich Gedanken machte,
So war nicht dies noch das daran
Als Minne nur und Tristan.
Und geschah das all verschwiegen.
Doch sehr im Streite liegen
Mussten Herz und Augen dort,
Trieb die Scham die Augen fort,
Die Minne fand das Herz bereit“ —,

aber die Drohung der Amme, sie zu verlassen, wenn sie nicht Râmin erhöhe, besiegt sie endlich ganz, sie duldet, daß Râmin zu ihr kommt, als der König einmal abwesend ist; in beiden entbrennt die alles verzehrende Flamme der heißesten Sinnengluth, und von nun an wird dem arglosen Mober ein Betrug und ein täuschender Streich nach dem anderen gespielt, die der persische Dichter alle nicht minder gewandt und mit nicht geringerm Talent als unser Gottfried von Straßburg ausführlich beschreibt. Der Verlauf der Geschichte ist nebenbei in beiden Gedichten ziemlich derselbe, Wis weiß des Königs Argwohn, der nach und nach doch rege geworden, immer wieder zu beschwichtigen, und als er sich endlich nicht mehr übertölpeln lassen will, geht sie sogar darauf ein, in einem Gottesurtheil ihre Treue zu beweisen, gerade wie Isolde, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht wie diese durch eine listige Erfindung, die sich übrigens gerade so in indischen und mongolischen Märchen wiederfindet, wirklich den Meineid vermeidet und aus der Feuerprobe unversehrt hervorgeht, sondern schon in dem Augenblick, als der Holzstoß angezündet wird, mit Râmin das Weite sucht und fern in Rai, in der Wohnung eines seiner Freunde fünf Monate lang, wie Tristan mit Isolde in der berühmten Grotte, mit ihrem Geliebten selbige Tage verlebt, „das Herz für die Lust geföhnet, die Thüre für die Welt geschlossen“. Nichtsdestoweniger verzeiht der schwache König wieder der Ungetreuen und nimmt sie und Râmin aufs Neue zu Gnaden an — ja! sie weiß ihn sogar nochmals von ihrer ungetheilten Liebe zu ihm zu überzeugen, während sie ins Geheim natürlich ihren Verkehr

mit dem Geliebten fortsetzt. Neue Scenen erfolgen, gleich Marke ist der König Mober von ewigen Zweifeln geplagt, ob seine Gattin denn wirklich treulos oder nicht sei, und wie jener spricht auch er:

„Ist hier Schuld oder ist sie nicht?
Schuld, sprach er, meiner Treuen ja!
Schuld, sprach er, meiner Treuen nein!“

Endlich jedoch kommt es zu einem großen Eklat, in Folge dessen sich nun Râmin wirklich zu einer ernstlichen Trennung von Wis entschließt, in die ihm vom König großmüthig verleierte Stathalterschaft abreißt und dort, gerade wie der wankelmüthige und die Veränderung liebende Tristan nach der Trennung von seiner ersten Isolde in die zweite Isolde Weißhand, so sich in eine strahlende Schöne Gûr verliebt und mit dieser vermählt. Er geht in seiner Treulosigkeit sogar so weit, die Liebe zu Wis auf ewig abzuschwören und ihr einen harten Absagebrief zu schreiben, der sie so tief kränkt, daß ihr, wie der Dichter sagt, „eine Hölle im Innern brannte, während sie außen heiter war wie das Paradies“. Bald aber wird er dieser seiner neuen Gemahlin überdrüssig, die Sehnsucht nach Wis erfaßt ihn, auch diese theilt ihm brieflich ihr Verlangen nach ihm mit, und so vereinigen sich beide wieder, nachdem sie zuvor noch jeder den beleidigten Unversöhnlichen gespielt. Hier gehen nun die beiden Epen, das deutsche und das persische, auseinander. Tristans Herz bricht bekanntlich eher, als die von ihm herbeigerufene erste Isolde bei ihm anlangt, und sie stirbt dann vor Gram. Der persische Dichter gibt dem Ganzen einen guten, wenn auch nicht gerade auf unser beleidigtes Gefühl versöhnend wirkenden Abschluß. Râmin nämlich faßt den verzweifeltsten Entschluß, den lästigen König sich für immer vom Halse zu schaffen, bemächtigt sich seiner Schätze, bringt mit Hülfe desselben ein großes Heer zusammen und tritt nun offen seinem Bruder Mober als Feind entgegen. Es kommt zum Kampf, und der König fällt auch wirklich, aber nicht durch brudermörderische Hand, sondern durch einen wüthenden Eber, der ihn zerreißt; Râmin besteigt den Thron, heirathet Wis und lebt mit ihr noch lange Jahre in sehr glücklicher und kinderreicher Ehe.

Dr. Hermann Ethé.

K r o l o g .

Mühlmann, Gustav Eduard, Oberlehrer an der Thomasschule in Leipzig, trefflicher Schulmann, bekannt durch schriftstellerische Thätigkeit auf dem Gebiet der Philologie, † in Leipzig am 18. Oktober, 59 Jahre alt.

Müller, Professor, Lehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Posen, Verfasser guter literarhistorischer Werke, längere Zeit Redakteur der „Zeitung für das Großherzogthum Posen“, auch Stadtrath, † in Posen am 20. Oktober.

Safer, Carl Friedrich Jakob, Landammann, Nationalrath, Vorstand des Justizdepartements im Großen Rath, bekannt als Dichter, Verfasser der Schauspiele: „Die Könne von Wyl“, „Grafen von Loggenburg“ etc., geboren 1817 in Wyl, † Anfangs October in St. Gallen.

Scott, Dr., Professor der orientalischen Sprachen und Literatur an der Universität von Aberdeen, eine bekannte

wissenschaftliche Größe Englands, † am 17. October zu Leven Fifeshire.

Wolfram, Joseph Stephan, Professor der Philosophie an der Universität Warschau, früher Lehrer am Mariengymnasium in Posen, tüchtiger Gelehrter, † am 15. October in Warschau, 45 Jahre alt.

Neue Bücher.

Hamann, J. G. Wegweiser zu dem Magus im Norden, von J. Düsselhof. Eberfeld, Langewiesche.

Krist und Heland. Eine Studie von E. Behringer. Berlin, Gelling.

Schneckenburger, M., Deutsche Lieder. Stuttgart, Metzler.

Kunst.

Balte, Michael William, bekannter Musiker und Komponist, ist laut Telegramm aus London vom 21. October in Romney Abbey, Herfordshire, gestorben. Er war geboren am 15. Mai 1808 in Dublin, spielte schon mit 7 Jahren öffentlich ein Violinkonzert und erhielt 16 Jahre alt die Stelle als Dirigent des Orchesters im Drury-Lane-Theater. Im Jahr darauf ging er zu seiner Ausbildung nach Italien, trat 1827 als Bariton in Paris auf, widmete sich aber bald fast ausschließlich der Komposition und lieferte von 1829–62 zahlreiche Opern. Am bekanntesten ist sein „Bohemian Girl“.

Wack, Cornelius, Professor der Kunst- und Literaturgeschichte an der Universität Freiburg, † daselbst am 18. October.

Schulz, Franz, talentvoller Architekt, Professor am Josephs-Polytechnikum zu Pesth, bekannt durch seine Restaurirung des königlichen Schlosses Bajza-Hunyad, † am 22. October in Pesth im 82. Lebensjahre.

Wiskall, Konrad, Landschaftsmaler in Wien, † daselbst am 18. October, 113 Jahre alt.

Archäologie.

Julius Braun. „Die Namen fast aller Götter sind aus Aegypten nach Griechenland gekommen.“ Diesen wichtigen Satz stellt kein Geringerer auf als Herodot. Wie aber er diese kühne Behauptung nicht ohne Ueberlegung und Kritik ausgesprochen haben wird, so hat sie seit alten Zeiten die bedeutendsten Forscher des Alterthums vielfach beschäftigt und nicht nur auf die religionsgeschichtliche Seite, sondern auch auf andere Partien der Alterthumswissenschaft einen bis in die Gegenwart reichenden Einfluß geübt*). Zwar bei den hervorragendsten selbständigen Gelehrten der Griechen, Thukydides, Plato, Aristoteles, fand Herodots Meinung keinen Anklang; auch Apollodor, Diodor von Sicilien und Plutarch stimmen ihm nicht bei, und Manetho, der große Aegyptologe, erhebt sogar ausdrücklichen Widerspruch gegen ihn und wirft ihm vor, über Aegypten Vieles erlogen zu haben. In der christlichen Zeit aber wurde theils das ganze Heidenthum vorzugsweise auf die Geschichte der Bibel zurückgeführt und für ein verunstaltetes Judentum oder Christenthum erklärt (vergl. von den späteren dieser Schriften

die des J. Mirus 1720 und Sepp, Heidenthum und Christenthum, 1853), theils durch etymologische Forschungen die griechischen mythischen Namen auf semitischen Ursprung zurückgeführt (z. B. von S. Bochart, N. Comès u. A.). C. G. Heyne, der sich um die bessere Erfassung der Aufgabe der Philologie in Deutschland überhaupt große Verdienste erwarb, nennt zwar die sogenannten Kolonisten Kadmus, Danaus, Nekrops und Pelops die Missionäre des Orients, blieb aber, wie selbst sein Schwiegersohn Heeren meint, bei der Anwendung seiner Grundsätze auf die griechische Mythologie, wenigstens in der früheren Zeit, darin etwas zu beschränkt, daß er sie sich zu wenig in Verbindung mit der Mythologie anderer Völker dachte und den Einfluß von diesen darauf gering schätzte.

Epöche machte Fr. Creuzers Symbolik, worin der Zusammenhang der Mythologien aller alten Völker besonders berücksichtigt wird. Er theilt die Mythen „in theologische und nicht-theologische: die theologischen sind die ältesten. Was die griechische Menschheit von letzteren befaß, hatte sie fast alles aus dem Oriente“. Als Urstiz der religiösen Kultur der alten Völker sieht Creuzer die baktrische Gegend an, für die

*) S. R. Meinardus, Studien über den Zusammenhang der ägyptischen und griechischen Religion. Bremen 1858.

Verpflanzung der religiösen Ideen aber nimmt er hauptsächlich Herodot zum Führer und bezeichnet als Vermittler zwischen Aegypten und Hellenen die argivische, die thrakische und samothrakische, die attische, die pelasgische Kolonie in Thesprotien und die dodonäische Priester-niederlassung, vielleicht auch die vertriebenen Sykes. Außer Aegypten nennt er noch Libyen und noch mehr Phönizien als Stammländer griechischer Religion. Wenn nun aber so „Griechenland auf dem Wege war, ziemlich priesterlich und so zu sagen orientalisch zu werden, so konnte diese Art von Religion in griechischer Luft und auf griechischem Boden nicht gedeihen. Die Hellenen vertrieben die Pelasger, d. h. lehnten sich auf gegen fremdartige Priesterformen; nach dem Erlöschen der alten Geschlechter wurde Sitte und Verfassung, Denken und Dichten immer mehr abgewandt vom Tiefstimmig Morgenländischen, wurde verständlicher, heller, aber auch inhaltsreicher“.

Gegen Creuzer erhoben sich sofort zwei große Gegner: G. Hermann und F. H. Voss, und bekämpften ihn; jener mit wissenschaftlichem Ernst wider die Willkür der Mythenvergleichung und die launenhafte Spekulation über Namen und Thatfachen, dieser aber mit der größten Leidenschaftlichkeit und höchst ungebührlichen Zornes-ergüssen nicht nur gegen den „schamlosen Geschichtsfälscher“ Creuzer, sondern auch gegen alle „Pfaffen“ des Alterthums, die Orphiker, orientalischen, ägyptischen und hellenischen Priester und den Vater der pfäffischen Geschichtsfälschung, Herodot. Auch C. A. Lobeck verfolgte in seinem *Aglaophamus* die Creuzersche Richtung mit manchen Sarkasmen, ist jedoch von der Bossischen Inhumanität und Rusticität weit entfernt und urtheilt viel unbefangener.

Mit Entschiedenheit und großem Einfluß auf seine Zeitgenossen und Nachfolger bis in unsere Tage trat insbesondere auch R. D. Müller dem mythologischen System Creuzers entgegen und machte das Princip der Autochthonie der griechischen Mythen mit einer noch nicht dagewesenen Konsequenz und Energie geltend. Ihm folgten u. A. F. G. Welcker und G. Grote. „Der griechische Glaube war ein ursprünglicher, ein spontanes Produkt vieler verschiedenen Stämme und Völkerheiten, das erste des griechischen Geistes, der vollständige Inbegriff des Vorraths der Erkenntniß jenes Zeitalters. Erst seit Pflammetich begann Aegyptens Einfluß und wirkte in verschiedener Weise zur Gestaltang des seit Hesiod in den Vordergrund tretenden mythischen Ele-

ments mit, neben asiatischen Einflüssen.“ L. Preller aber erklärt: „daß ausländische Elemente (in die griechische Religion) eingebredungen sind, ist nicht zu verkennen; aber nirgends ist dieser Einfluß so groß gewesen, daß er die Eigenthümlichkeit der hellenischen Mythenbildung bedingt hätte“.

Doch blieb auch Creuzer nicht ganz ohne Bundesgenossen: Gesenius, Ewald und Movers, welche den wichtigen Einfluß Phöniziens auf die hellenische Religion nachwiesen; vor allen aber L. Noß in einer Reihe von Schriften und Aufsätzen und E. Röh in seinem Hauptwerke: „Geschichte der abendländischen Philosophie“, dessen erster Band schon durch seinen Titel: „Die ägyptische und die zoroastriische Glaubenslehre als die ältesten Quellen unserer speculativen Ideen“ die Tendenz des Ganzen verräth. Beide erklärten mit kühnem Muth die vermeinte kritische Behandlung der Alterthumsforschung als unkritisch und die Ansichten ihrer Gegner über griechische Religion und Kunst als eine fanatische Ueberschätzung der Griechen.

Der bedeutendste Schüler Röh's (und zugleich ein eifriger und dankbarer Anhänger von Movers und F. Grimm) ist jedenfalls Julius Braun, der nicht nur durch eine staunenswerthe Belesenheit und die umfassendste Kenntniß aller einschlägigen religionsgeschichtlichen Urkunden, sondern auch durch vielfache Autopsie der alten Kulturstätte sich auszeichnet, indem er Italien — dieses besuchte er 1865 nochmals —, Aegypten, Palästina, Kleinasien und Griechenland bereiste, um überall selbst genau zu untersuchen und zu prüfen. Geboren im Jahr 1825 zu Karlsruhe, studirte er nach den vollendeten Gymnasialkursen (1843) an der Universität Heidelberg Theologie, wurde aber zugleich von Röh's Vorlesungen über die Geschichte der abendländischen Philosophie mächtig angezogen, so daß er sich den kunsthistorischen und sprachwissenschaftlichen Studien zuneigte. Nachdem er im Jahr 1848 die philologische Staatsprüfung bestanden, wollte er als akademischer Lehrer sich ganz den Alterthumsstudien widmen, zuvor aber noch den Quellen ägyptischer und asiatischer Weisheit mit eigenen Augen nachspüren. Der Entschluß ward auch muthig und rasch ausgeführt: er reiste über Rom durch Italien nach Aegypten, wo er die Wunder der alten und neuen Welt, die Pyramiden, Obeliske und Sphinxen genau untersuchte und mit prüfendem Blicke betrachtete. Nachdem er bis zu den Nilkatarakten bei Philä vorgebrungen, wandte er sich

nach dem heiligen Lande und Kleinasien; seine Sehnsucht, auch die welthistorischen Stätten von Babylon, Niniveh und Persepolis zu besuchen, mußte er aus Mangel an Mitteln ungestillt lassen. Dafür aber widmete er jenen beiden hochwichtigen Ländern und insbesondere dem klassischen Boden der Ilias desto größere Aufmerksamkeit. „Ein Ritt zu den Gräbern des Achilleus, Uias und Antiochos in der Ebene von Troja, über den Simois und Skamander bis zum dürrn distelbewachsenen Hügel, der einst die heilige Ilios trug, brachte die Homerischen Fragen, vor allem die frei schaffende Persönlichkeit des Dichters gegenüber den unverantwortlichen Sünden germanischer Gelehrsamkeit zu klarem Bewußtsein. Auf dieser Höhe ist einst auch Homer gesehnen und hat sich die Ilias zurecht gelegt in die Formen und Maße dieses Feldes. Aber außer den menschlichen Kräften, die im Staub dieser Ebene sich hin und wieder wälzen, läßt er andere aus den Wolken steigen, und darf für seine Götter sich nach weiteren Warten umsehen, den fernen Idagipfel landeinwärts und die blaue Kuppe von Samothrake draußen im Meer. Wir sagen nicht, daß der Plan einer Ilias in einer Stunde gefaßt wurde, sie hat sich ihm sicher erst nach langen Jahren zusammengebaut; aber der ganzen gewaltigen Ordnung liegt der eine feste Blick in dieses Feld zu Grunde.“ Das sind die Einleitungsworte zu einer so klaren und anziehenden Analyse der Ilias, daß er gleichsam ein vollendetes Gemälde des alten Völker- und Götterkampfes vor unsern Augen entrollt. Es muß diese meisterhaft durchgeführte Gliederung jenes dramatischen Epos den Lesern angelegentlich empfohlen werden. Vergl. Braun, Kunstgeschichte, II, S. 206 ff. Sie und die gleich herrliche Analyse der Odyssee (ebendas. S. 368 ff.) sind es vornehmlich, die in Brauns öffentlichen Vorträgen vor einem gemischten Publikum wahrhaft begeistert wirkten.

Nach einem Besuch in Konstantinopel ging auf den Pfaden der Odyssee, langsam von Insel zu Insel durch das ägäische Meer, die Fahrt nach Griechenland. „Korinth, Sparta, Pylos, Phigalia, Olympia und Pindar, Ithaka und die Odyssee, Delphi, der Helikon und Hesiod, Theben und Kleinsien sind die Meilenzeiger seiner Studien.“ Nachdem er im Jahr 1852 f. noch eine Reise nach Paris und London zu den Kunstschätzen des Louvre und des britischen Museums unternommen, ging er an die wissenschaftliche Ausarbeitung seines längst gefaßten Planes, den Kulturzusammenhang aller alten Völker nachzu-

weisen. Zugleich hielt er akademische Vorlesungen zu Heidelberg, welche sich durch ihre eigenthümliche plastische Darstellung und die Lebendigkeit des Vortrags vorzüglich auszeichneten und die Zuhörer ungemein fesselten. Seit 1860 bekleidete er eine Professur in Tübingen, gab aber, da er sich hier nicht heimisch fühlte und seine Lehrthätigkeit beengt sah, dieselbe auf und siedelte nach München über, wo er, literarisch äußerst thätig, eine feste Stelle an der Akademie der Künste oder an der Hochschule zu erlangen hoffte. Aber bevor dieser wohlverdienter Wunsch ganz in Erfüllung ging, endete eine schleichende Brustkrankheit sein Leben im Alter von 44 Jahren am 22. Juli 1869.

Als erstes Werk veröffentlichte Braun als Docent in Heidelberg die „Studien und Skizzen aus den Ländern der alten Kultur, Mannheim 1854“, worin er bereits die Grundgedanken seiner Ansichten über den wesentlichen Einfluß Aegyptens auf die Religion Homers und Hesiods und über die asiatisch-ägyptischen Wirkungen auf die Architektur des sogenannten dorischen und jonischen Stils u. a. aussprach. Welches Aufsehen diese durch ihre Frische und die lebendige Sprache und durch den auf das Große und Ganze gerichteten Blick des Verfassers sich auszeichnende Schrift erregte, dürfte auch aus einer eingehenden Anzeige erhellen, die ihr der berühmte Fragmentist des Orients in der „A. A. Zeitung“ widmete. (Fallmerayer, Gesammelte Werke, III.)

Was Braun in den Studien und Skizzen mit Grazie angedeutet und für ein größeres Publikum ohne gelehrte Nachweise geboten hatte, erhielt nun Ausführung in die Weite und Tiefe in der „Geschichte der Kunst“, 1856 — 58, Wiesbaden, und der „Naturgeschichte der Sage“, 1864 f., München. Jenes Werk, das die Kunst in ihrem Entwicklungsgang durch alle* Völker der alten Welt auf dem Boden der Ortskunde nachzuweisen sich zur Aufgabe setzt, ist eine vergleichende Archäologie. Doch nicht bloß das räumliche Verhältniß der Gegenstände zu einander wird darin klar gemacht, sondern es ist mit der topographischen Anordnung auch die Chronologie verbunden, allerdings nur im Ganzen und Großen, so daß dem, der nicht mit der Karte in der Hand zu studiren, sondern in einem Buch nur zu blättern oder an die altherkömmliche Eintheilung in Kapitel und

*) Der 3. Band, der Etrurien und Rom umfassen sollte, ist leider nicht erschienen, doch ein theilweiser Ersatz dafür gegeben in den „Historischen Landscapen“, Stuttgart 1867.

Paragrafen gewohnt ist, die Dinge manchmal sehr chaotisch und unchronologisch vorkommen mögen. Braun legt gegenüber der bisherigen Kunstgeschichte, die er bloße Formengeschichte nennt, das größte Gewicht auf den Inhalt der Monumente und den innigen Zusammenhang der Kunst mit der Religion und Literatur. „Alle drei Entwicklungen müssen, wenn das Ganze Lebensfrucht und Saft gewinnen und nach außen verständlich werden soll, zu gleicher Fülle anwachsen und sich eng umflechten. Aber alle diese drei Entwicklungen ruhen auf dem Boden der natürlichen und ökonomischen Verhältnisse. Wir müssen also die Länder kennen, müssen wissen, was sie einst, was sie jetzt und in aller Zwischenzeit zu nähren im Stande waren.“ Die Form dieser Kunstgeschichte besteht nicht in einer möglichst abstrakt und philosophisch gehaltenen Darstellung, sondern ist in eine ideale Reise gekleidet, durch welche der Leser unmittelbar zu den Denkmälern in anmutiger Weise geführt wird. Während die gewöhnliche Auffassung in jedem Baustil den unerkennbaren Ausdruck eines Nationalcharakters finden will, stellt Braun den Satz auf: „Jede Nation kopirt von ihrem in der Kultur vorgeschrittenen Nachbar, so viel sie nur immer kopiren kann, und eine originale Kultur kann niemals aufkommen, wenn eine andere entwickelte bereits daneben liegt.“ Der sogenannte dorische Stil findet sich nach Braun in seiner ersten Ursprünglichkeit in den Felsengrotten nördlich vom Dorfe Beni Hassan, wo die Tempelsäulen dem einfachen dorischen Schaft von 16 Kanten mit 16 flachen Hohlstreifen dazwischen aufweisen; derselbe verzüngt sich nach oben, ist gedeckt und überragt von einer viereckigen Platte, die den Fels zu tragen scheint, mit dem sie eins ist. Diese Platte ist nichts als der Rest des viereckigen Pfeilers, aus dem die Säule geschnitten wurde. Dagegen finden sich in den Grotten südlich von jenem Dorfe Säulen, welche augenscheinlich eine Nachahmung von Pflanzenformen, des Lotos, geben. Dieser als der schmuckreichere Stil hat bereits in Aegypten über den einfachen und schmucklosen den Sieg davongetragen, daher letzterer im neuen Reich sich nicht findet, aber dafür den Weg ins Ausland gefunden hat, nach Griechenland, wohl durch die Pelasger*, diese „Pioniere der Kultur“, die Braun für eine aus Aegypten hinausgeschobene Welle semitischer Bevölkerung erklärt. Die meisten alten und ältesten

* D. i. Pelasger, Philistäer; auch Kiepert hält sie für einen semitischen Volksstamm; sie waren eben Phöniker.

Tempelsäulen Griechenlands zeigen das Sechszehneck, das in naturgemäßem Fortschritt aus dem achteckigen, wie dieser aus dem viereckigen Pfeiler gewonnen war, während der spätere griechische Stil das gefälligere Zwanzigeck wählte.

Der sogenannte ionische und korinthische Baustil dagegen gehört Niniveh und Phönicien, vielleicht bereits Babylon an, da er der gemeinsamen Stil Afiens schon in unberechenbar alter Zeit ist, und die Jonier Kleinasiens eben nach dem griffen, was sie zunächst vor sich sahen, d. h. nach dem babylonisch-ninivitischen Stil. Damit stimmt auch Wisemann (Neben und Vorträge, übersetzt von Neusch, 1859): „Man möge in Kharads erstem Werke die Beweise dafür nachsehen, daß alle Schönheiten der griechischen Ornamente und der Geschmack in der Benützung derselben bei der Anfertigung von Waffen, Gewändern und Geräthen bis in das Kleinste hinab in den assyrischen Skulpturen sich wiederfinden“. Aber auch in den Bauwerken dieses Stils ist z. B. die Thüre mit ihrem Rahmen, der in drei leichten Stufen sich nach innen vertieft, und mit dem krönenden Hohlgesims darüber eine rein ägyptische Form; auch der Boden Bablyloniens verrieth in überaus zahlreichen Spuren (Pyramiden, Obelisken, Sphingen, Skarabäen etc.) das Hereinlagern ägyptischer Kultur.

Noch wichtiger und von Braun selbst für bedeutender gehalten ist die „Naturgeschichte der Sage“, indem dieses Werk es unternimmt, einen Ordnungsplan aufzustellen für das ganze unermessliche Chaos der menschlichen Ideenwelt in allen Sagen, Systemen, Religionen von Island bis Aethiopien, Indien und Mexiko hinüber. Es will zeigen, daß die menschliche Kultur nicht an zwei verschiedenen Plätzen, etwa in Aegypten und Innerasien (wie bisher üblich), oder gar an noch mehreren von vorn anfang, sondern daß der Menschheit geistiges Grundkapital am ältesten Kulturort, in Aegypten, in allem Wesentlichen schon vorhanden war und von dort historisch weiter geschoben wurde nach Chaldäa, von da aber sowohl nach Indien als nach dem europäischen Norden, zu den Hebräern und Phönikern, wie nach Griechenland und Italien. In der That eine riesige Arbeit!

Jenes geistige Grundkapital der Menschheit aber, das von den Aegyptern auf alle andern Völker vererbt, besteht in einem System von kosmischen Begriffen und einem Bündel menschlicher Sagen Geschichte. Inmitten einer weltumfassenden Urgotttheit unterschied man einen innenweltlichen Schöpfergeist (Eros, Logos) und

den Urfeuer Gott (Phtah), die Göttinnen Himmel und Erde, die Göttinnen Oberer Raum und Unterwelt, Sonnen- und Mondgott. An diese Götter, welche Theile der Welt sind, hat als zweites Element eine Gruppe sagengehistorischer Figuren sich angehängt. Es ist Agathodämon, der sterbliche Beherrscher des goldenen Alters, sein feindlicher Sohn oder Bruder Kronos und ihre Kinder, Osiris, Typhon etc. Was man auch später von kosmischen Kräften auf diese sagengehistorischen Häupter herabzog (auf Agathodämon und Osiris alle wohlthätigen Schöpfungskräfte, in ihre Gemahlinnen Necha und Isis die ganze weibliche Hälfte der Natur etc.) — sie sind von Ursprung rein menschlich und nichts Anderes als ein vorhistorisches vergöttertes Königshaus mit all seinen menschlichen Schicksalen und Leiden, Sündthaten und Tugendproben. Beide Elemente, kosmische und sterbliche Götter, werden aneinander gereiht als Regenten der ägyptischen Urzeit in unmittelbarer Folge. Diese Reihe der ägyptischen Patriarchen oder Götterregenten ist es, die uns wieder begegnet, und zwar großentheils noch mit denselben Namen in der Urgeschichte eines jeden Kulturvolkes. Nur ist ein ägyptischer Patriarch auf fremdem Boden auseinander gegangen in so viel neue Figuren, als er daheim schon verschiedene Namen oder Auffassungen hatte; und ebenso ist es begreiflich, daß andere Figuren aus dem ägyptischen Namen des Nilgottes, andere aus seinem semitischen Namen sich entwickeln konnten.

Nach Braun sind es nur wenige Ideen, deren die Menschheit überhaupt fähig ist und die allerdings im ältesten Aegypten schon vorhanden waren. Aus der ägyptischen Ursage stammt der Sagenbarrath aller Völker und hat durch allmähliche Verschiebung jene mannichfaltigen Formen, jene dankbaren Motive für Kunst und Dichtung gewonnen. Die ägyptische Theologie und Philosophie war ausgebildet, jenes Herabschmelzen der kosmischen Begriffe auf sagengehistorische Häupter war vollständig durchgedrungen, bevor der ägyptische Ideen- und Sagenkreis sich nach Babylon und von dort aus in die übrige Welt auf den Weg machte. Um aber diesen Weg verfolgen zu können, muß das ganze menschliche Kulturbereich umfaßt, müssen alle Merkmale des Weges beachtet werden.

„Grundgesetz der menschlichen Geistesnatur ist es, nie etwas neu zu erfinden, so lange man kopiren kann*“). Auch die Aegyptier sind

nur darum original, weil sie nichts mehr vor sich hatten, was sie kopiren konnten. Aber sie sind es, denn in ihrem System steht jeder Begriff noch an seiner rechten Stelle, ist mit Nothwendigkeit erfordert, aber nur ein einziges Mal vorhanden, während die fremden Kosmogonien denselben Begriff unter verschiedenen Namen wiederholen — zum deutlichen Beweise, daß sie nur die Trümmerstücke eines aus den Fugen gegangenen fremden Systems aufsammlen.“ In- deß erklärt Braun diese ägyptische Originalität nicht für die höchste, sondern sie ist nur die der Kindheit, nicht die des Mannesalters. Diese tritt ein, wenn eine Persönlichkeit oder Nation alle vorhandenen Kulturelemente in sich aufgenommen und dann noch die Kraft besitzt, darüber hinauszugehen und frei zu schalten mit den überkommenen Elementen. So ist die hellenische Dichtung original geworden mit Homer, die bildende Kunst mit Phidias, die Philosophie mit Aristoteles, während alles, was in jedem dieser Gebiete den genannten Namen vorausgeht, ein mit dem Ausland gemeinsames Gut vorstellt.

Den Einwurf, es sei die Zeit zu einer solchen Mythenvergleichung und die Zurückführung aller Sagen auf ihren Grund und Ursprung noch nicht gekommen, und die Quellenverdächtigung weist Braun mit Entschiedenheit und guten Gründen zurück. Die Verdienste seines Lehrers Nöth erkennt er dankbar an, gibt aber zu, daß dieser vielfach geirrt habe, erstens darin, daß er sich in Gegenjah zu der Champollionschen Schule setzte, weshalb die Mehrzahl seiner Hieroglyphenlesungen falsch sei; zweitens, daß er die Tendenz kosmische und sagengehistorische Elemente zu vermischen für späten Mißbrauch erklärte; drittens darin, daß er Figuren wie

in der That Braun zahlreiche Gegner erweckt. Soll eine Wahrheit darin liegen, daß nie etwas Neues erfunden würde, so lange man kopiren könne, so müßte dies Gesetz auch auf die Kunstgeschichte, Literatur etc. anwendbar sein. Nun mag es zusammenfassenden Geistern wie Braun vergönnt sein nachzuweisen, daß z. B. romanischer, gothischer Stil, Renaissance und Rococo nichts als Fortentwicklung und Kopie ein und desselben Ursinles sei, doch liegt auf der Hand, daß damit die Erkenntnis des Neuen, was jeder einzelne dieser grundverschiedenen Stile enthält, völlig vermischt wird. Die Wahrheit möchte sein, daß gar keine Fortentwicklung ohne einen größeren oder kleineren Theil neuer Erfindung möglich ist. Gilt dies Gesetz aber vom Baustil, so wird es ebenfalls von der Literatur, von der Sage und Mythenbildung gelten müssen. Die neue Hinzuerfindung wird sich ebenso als „Grundgesetz der menschlichen Geistesnatur“ herausstellen. Dies weiter nachzuweisen und zu begründen kann natürlich hier nicht der Ort sein.

A. der Red.

* In dieser schroffen Allgemeinheit aufgestellt, möchte der Satz auf lebhaften Widerspruch stoßen und hat auch

Herakles, Prometheus zc. nicht auf das richtige Urbild zurückführte; endlich vorzüglich darin, daß er eine zweite Urquelle menschlicher Ideen und Sagen, die uranfängliche Selbständigkeit des arischen Vorstellungskreises annahm.

Die „Naturgeschichte der Sage“ ist jedenfalls Brauns Hauptwerk, welches ihn lange überleben und seinen Namen erhalten wird, wenn es auch vorerst noch viel zu wenig gefannt und gewürdigt ist. Allerdings ist sein etymologisches Verfahren manchmal ein zu gewagtes, ich möchte sagen, extrabagantes, aber in den meisten Fällen wird man seiner Darlegung die Anerkennung nicht versagen dürfen. Man kann dieses Werk weder todt schweigen, noch durch Schmähungen zu Grunde richten. Braun selbst gibt zu, daß manche Bausteine seines Gebäudes durch bessere zu ersetzen sein werden durch die fortschreitende Forschung, doch habe das für's Große und Ganze nichts zu sagen. Indeß wird es vor allem darauf ankommen, noch näher zu erforschen, wann und unter welchen Verhältnissen die Aegyptier im Nilland sich niedergelassen haben, welche Stellung unter den Völkern ihnen und ihrer Sprache zukommt; und Bunsens Satz: „Aegyptens Bildung, obwohl uralt, ist doch nicht die älteste, sie stammt vielmehr aus Asien“, bedarf einer neuen Erwägung. Wenn sich aber auch herausstellen sollte, daß Braun in der enthusiastischen Bewunderung Aegyptens zu weit ging und diesem Lande gegenüber die Originalität der andern Nationen nicht hoch genug anschlug, den Begriff der Imitation zu schroff auffaßte und auf die Ausbildung und Vollendung überlieferter Lebenskeime zu wenig Nachdruck legte; daß die babylonischen, persischen, phönizischen, hellenischen zc. gemeinsamen Momente der Religion auf uraltem Zusammenleben dieser Völker mit den Aegyptern in Asien (etwa Iran) beruhen, so ist es doch das große Verdienst Brauns, mittelst seiner bewunderungswürdigen Fülle der Gelehrsamkeit diese Gemeinsamkeit, wenn auch vielleicht von einem falschen Standpunkt ausgehend, nachgewiesen zu haben; sein Grundsatz, daß es nur wenige ursprüngliche Ideen der Menschheit gebe*), bleibt auch dann aufrecht, und seine Ansicht von der Vermischung der kosmischen und sagengeschichtlichen Elemente ist jedenfalls richtiger, als die Zurückführung beinahe aller Mythen auf die Götter oder die Wolken u. dergl.

*) Dieselbe Behauptung spricht Wenzel aus in der Zeitschrift „Orient und Occident“, I, 372; vergl. auch dessen „Pantheatantra“, I; Nlger in der Encycl. v. Ersch Gruber, I. Bd. 84, 85 cc.

Aus Natursymbolen und Symbolischen Götter, aus faden Allegorien ganze Religionen entspringen zu lassen, ist absurd und psychologisch unmöglich. Wenn man überhaupt, gleichviel in welchen Mythen, den Eingeweihten nur hohle Allegorien geboten hätte oder das Sprüchlein, daß der Gott Osiris, Adonis zc., d. h. die Natur im Winter stirbt, im Frühling wieder auflebt, würde nicht auch der Einfältigste dem Hierophanten ins Gesicht gelacht haben? Die vielfachen Beziehungen Griechenlands und dessen reger Verkehr in Kunst und Wissenschaft mit den Phönizern und Aegyptern, Völkern von anerkannt älterer und höchst bedeutender Kultur, sind seit den scharfsinnigen Untersuchungen von Movers u. a. nicht mehr abzuweisen und findet die Annahme davon bei den Alterthumsforschern endlich immer mehr Eingang.

Schon ein Jahr nach dem Erscheinen des zweiten Bandes der „Naturgeschichte der Sage“ traten die „Historischen Landschaften“ ans Licht, mit der Aufgabe, die erlesensten Theile der alten Historie landschaftlich illustriert in Scene zu setzen. Es sind Schilderungen von Moses und dem Hebräerzug, von Pythagoras, Jerusalem, dem Alexanderzug, von Hannibal, Rom und Karl dem Großen, gleich meisterhaft in der großen Sorgfalt auf die Darstellung als genau in der Sicherung des historischen und mythischen Thatbestandes. Die in den beiden vorausgegangenen Werken niedergelegten Ansichten finden sich allenthalben auch hier wieder, nur werden einige kleinere Irrthümer daselbst auf Grund neuerer Forschungsergebnisse berichtigt.

In den letzten zwei Jahren seines Lebens beschäftigte sich Braun vorzüglich mit dem Studium des Islams und dessen Anhängern. Die Frucht dieser Beschäftigung sind die „Gemälde der mohammedanischen Welt“, Leipzig, Brockhaus, eigentlich ein opus postumum, da Braun nur die ersten Korrekturbogen noch erlebte, die Herausgabe des Ganzen aber von Professor Carriere besorgt und bevormortet wurde. Auch hier schildert Braun die Natur als Grundlage der Kultur, den Boden, auf welchem die Geschichte sich bewegt, im Zusammenhang mit ihren Ereignissen und Ergebnissen; auch hier zeigt er, wie im Glauben und in der Sitte des Volks die Ueberlieferung des grauen Alterthums und der Sage ebenso fortwalten, als die Ruinen der verflohenen Jahrhunderte in unsere Zeit hineinragen. Wir begleiten den Islam von seiner Entstehung an bis zu seinen jüngsten, unsern Tagen angehörigen Sekten; es werden

die äußeren und inneren Gründe und Nachweise, die Mittel und der historische Gang der Verbreitung, die Vorzüge und Mängel des Islam klar dargelegt. Weisheitspruch und Anekdote, Geschichtserzählung und Schilderung von Kunst- und Denkmalen sind zu einem anschaulichen Gesamtbild verwoben*).

Auch hier sucht Braun zu erweisen, daß die geistige Habe der Menschheit gering und es immer nur eine und dieselbe Geschichte sei, die in unwesentlicher Verschiebung und oft in derselben vermeintlichen Patriarchengeschichte unter verschiedenen Namen mehrmals über einander gegipfelt wiederkehrt. Die Kaaba ist ihm ein Symbol des Urzeitgottes und Schöpfergeistes der Babylonier, dessen Farbe in der babylonischen Symbolik schwarz war, und so blieb in Haran, woselbst der Name der Sabier an diesen Zeitgott, Sab oder Seb, welcher der gewöhnteste Saturnsname bereits in Aegypten war,

*) Aus dieser plastischen Form scheint K. Thaler in einem Metrologe über Braun irrtümlich geschlossen zu haben, daß dieser auch die Trümmerstätten von Babylon und Niniveh besucht habe.

noch erinnert. Nebenform von Seb war Reb, und daher bedeutet Kaaba „Haus des Reb“. — Vom Sirisfest ist in Aegypten nichts mehr bekannt, nur das Fest der beiden Ali-Söhne Hassan und Hussein, welches auch bei den Persern zur tiefsten Seelenernährung benutzt wird, ist eine schwache Erinnerung daran, dagegen mehr die Art dieser Festfeier zu Delhi in Indien, die vielleicht eine letzte Ranke des verschütteten Wurzelgesechts ist, das an so vielen anderen Enden noch zu Tage treibt. Eine lebendigere Mahnung aber an altägyptische Sitten sind die Gebräuche bei Todtenbestattungen und sogar eine Art von Todtengericht.

Die Seitenblicke auf europäische Verhältnisse und christliche Zustände laden ebenso zum Nachdenken ein, als die Darstellung der türkischen Staatswirthschaft belehrend ist. Braun trifft hier in seinen Urtheilen gar häufig mit dem bereits oben genannten Fragmentisten zusammen. — Wir zweifeln demnach nicht, daß auch dieses letzte Werk Brauns bald mehr gewürdigt werden und sich die Gunst des Publikums für lange Zeit erhalten werde. W. Groß.

Neue Bücher.

Vaugeschichtliche Forschungen in Deutschland. Von Fr. Adler. 1. Bd. Berlin, Ernst und Korn.
Griechische Vasenbilder, von H. Heydemann. Berlin, Enslin.
Jahn, Otto. Die Entführung der Euroba auf antiken Kunstwerken. Wien, Gerold.
Kärnten's römische Alterthümer, von Jabornegg-Altenfels. Klagenfurt, Kleinmayr.
Meneleas. Die Gruppe des Künstlers in Billa Ludovisi. Von R. Melulé. Leipzig, Engelmann.

Mesa von Moab, die Inschriften des Königs. Von Th. Mödcke. Kiel, Schwers.
 — Die Siegessäule desselben, von R. Schlottmann. Halle, Waisenhauß.
Römergräber in Mecklenburg. Von G. C. F. Lisch. Schwerin, Stiller.
Stein- und Bronze-Alterthümer, die Bedeutung derselben für die Urgeschichte der Slaven, von F. E. Wöcl. Prag, Tempoly.

Geographie.

Wirthschaftliche Verhältnisse auf Neuzeeland. Nach dem Bericht des norddeutschen Bundeskonsulats zu Wellington ist der Fortschritt Neuzeelands unverkennbar, Schafzucht und Ackerbau blühen immer mehr auf und in kurzer Zeit wird der Süden Neuzeelands dazu beitragen, die europäischen Märkte mit Weizen und Mehl versorgen zu können. Im vergangenen Jahr wurden schon circa 8000 Centner von Canterbury nach London mit einem nutzlassenden Resultate verschifft und werden in diesem Jahre größere Quantitäten nach Europa versandt. Ein anderer Artikel der Ausfuhr wird wohl Butter werden. Dieselbe steht der holsteinischen und mecklenburgischen nicht nach und

dürfte denselben auf den englischen Märkten starke Konkurrenz machen. Ein erster Posten von 150 Ctr. ist bereits als Versuch nach London gesandt worden. Das Klima Neuzeelands ist der Viehzucht außerordentlich günstig, das Vieh hat stets natürliche Weide im Ueberflus und braucht nie unter Obdach gebracht zu werden. — Die Schafzüchter, welche bis vor circa 4 Jahren außerordentlichen Nutzen erzielten, sind durch das Fallen der Wolle im Preise großentheils ruinirt und erholen sich nur sehr langsam. Schafe, die vor 4 Jahren noch 20 und 21 Schilling per Kopf werth waren, wurden im vergangenen Jahr zu 1 und 2 Sch. verkauft. Inzwischen hat man aber die Bailing down

Establishmento errichtet, und ca. 500,000 Schafe dürften im Laufe dieses Jahres verkauft werden. Die Fette und der Talg lassen den Eigenthümern doch einen Ertrag von 4—7 Sch. per Kopf für Merinoschafe und ca. 6, sogar 13 Sch. für englische Schafe je nach der Beschaffenheit der Thiere, so daß die Preise wohl nicht wieder auf den niedrigsten Stand fallen werden. Die Wollenausfuhr betrug

1868	28,875,163 Pfd.	im Werth von	1,516,548 Pfd. Sterl.
1869	27,771,636 Pfd.	"	1,371,230 " "

Besonders hat der Ackerbau auf der südlichen Insel durch das Fallen der Wollpreise einen Aufschwung erhalten, so daß Neuzeeland im vergangenen Jahr namentlich nach Melbourne bedeutende Quantitäten Weizen und Hafer verschiffen konnte. In der Provinz Wellington herrscht die Viehzucht vor, es wird wenig Getreide gebaut und der Bedarf muß von der südlichen Insel gedeckt werden.

In Rangitiki, ca. 100 engl. Meilen westlich von Wellington, an der Cooksstraße gelegen, befindet sich eine kleine deutsche Kolonie, aus 13 Familien bestehend, welche vor 10 Jahren aus Südaustralien einwanderten. Es geht ihnen allen sehr gut, sie haben ihre Besitzungen von 100—300 Acker schuldensfrei, bauen namentlich Gerste, aber auch Weizen und Hafer und sind ein Muster für alle Engländer, namentlich in Mäcchternheit und Fleiß.

Der neuzeeländische Flachs (Phormium tenax) hat nun endlich auch bei den hohen Preisen des Manilahanses auf dem londoner Markt Aufmerksamkeit erregt und so günstige Preise erhalten, daß man überall zur Verarbeitung desselben schreitet. Die Ausfuhrn werden dies Jahr gewiß 1500 Tonnen erreichen. Die Pflanze wächst überall in großer Ueppigkeit und wurde bisher als nutzlos von den Ländereien abgetrennt. Nun hat man in Auckland und an einigen andern Plätzen angefangen es förmlich zu kultiviren und erwartet großen Nutzen davon. Ueberall werden Zubereitungsanstalten errichtet, die mit Dampf-, Wasser- oder Pferdekraft arbeiten, und wöchentlich werden neue Patente registrirt zur Verbesserung der noch unvollkommenen Maschinen. Das Phormium enthält sehr viel Gummi, welschen man bisher noch nicht genügend von der Faser trennen konnte. Die Faser selbst ist von außerordentlicher Stärke, bricht jedoch, sobald man einen Knoten macht. Behufs der Zubereitung läßt man jedes einzelne grüne Blatt, welches 5—7' lang und 4—6" breit ist, durch zwei geriffelte Walzen gehen, welche

die grüne Decke wegnehmen, worauf es gewaschen und zum Bleichen auf den Rasen gelegt wird. Nach 8—10 Tagen befreit man dann die Faser durch eine Art Sechel von der Heede und dem noch verbliebenen Stroh und bringt die Faser auf den Markt. Es wird sich nun fragen, ob Europa diesen neuen Artikel in dem Maße anwenden kann, wie ihn Neuzeeland producirt. Bis jetzt scheint das Phormium nur als Ersatz für Manilahans verwandt zu werden; sollte dabon auch anderweitiger Gebrauch gemacht werden können, so könnte daraus eine Quelle großen Reichthums für Neuzeeland erwachsen. Jedensfalls wäre es wohl werth, deutsche Kapitalisten und Techniker auf diese Industrie aufmerksam zu machen.

Ein anderer Artikel, der bis jetzt nicht nutzbar gemacht werden konnte, ist der sogenannte Stahlsand, der an einzelnen Küsten Neuzeelands meilenweit liegt. Der reichhaltigste wird zu Taranaki an der Westküste der nördlichen Insel nahe der Cooksstraße gefunden und enthält 71% Magneteseisen, 8% Titaneisen und 21% Kieselsäure. Verhüttungsversuche im Kleinen schienen sehr günstige Resultate zu versprechen, aber im Großen wollte die Verarbeitung bis jetzt nicht gelingen. Bei der Vorzüglichkeit des aus diesem Sande zu gewinnenden Stahles dürfte die Sache indeß alle Aufmerksamkeit verdienen.

Die Goldminen in Diago und an der Westküste der südlichen Insel, sowie im Norden in Auckland werden mit gutem Erfolge ausgebetet. Die Goldfelder an der Thames (Auckland) wurden für fabelhaft reich ausgegeben, doch ist dies mit einigen ganz wenigen Ausnahmen sehr übertrieben. Steinkohlen werden in Auckland und in der Provinz Nelson gefunden, aber meistens nur zu lokalen Zwecken und für Küstendampfer benutzt; sonst wird Neuzeeland mit Kohlen von Newcastle in Neu-südwaales versorgt.

Der Handel war 1869 im Allgemeinen außerordentlich flau, er leidet unter der starken Konkurrenz und dem langen Krieg mit den Maoris, der nun schon 10 Jahre dauert. Ein großes Uebel ist indeßen auch das Insolventgesetz, welches so abgefaßt ist, daß es Jedem leicht gelingt, seine Kreditoren zu hintergehen. Mit Deutschland existiren nur sehr schwache Verbindungen, die Kolonisten, fast ausschließlich Briten, bedienen sich hauptsächlich der englischen Waaren. Frühere Bezüge von deutschem Hafer, Malz und Merinoschafen haben ganz aufgehört und nur einzelne Artikel, wie Spiel- und

Weißwaaren, Blechinstrumente, Zinn, Zucker, Pianos &c., werden importirt.

Für unbemittelte deutsche Einwanderer ist die Nordinsel augenblicklich kein geeignetes Land, es gibt dort eine Menge Leute ohne

Beschäftigung, namentlich unter den Handwerkeru. Die Regierung ist übrigens beschäftigt, die Einwanderung von Großbritannien nach Neuseeland zu lenken, und ein darauf bezüglicher Plan sollte dem Parlament vorgelegt werden.

M e t e o r o l o g .

Sahward, George, bekannter Geograph, wurde Anfangs August auf dem Wege nach der Pamirsteppe von dem Gesolge

des Häuptlings Meer Wale Khan von Jassim geplündert und ermordet.

N e u e B ü c h e r .

Fetischismus, der. Von F. Schulze. Leipzig, Wiffertob. **Sabramaut**. (Arabien.) Reise in Sabramaut Beled Benh Yssa und Beled el Hadjar. Von A. von Wrede. Herausgegeben von H. von Malhan. Braunschweig, Vieweg.

Nomina geographica, von J. J. Cali. In 8qn. Leipzig, Brandstetter.

Venezuela, von E. F. Appun. (Unter den Tropen. 1. Bd.) Jena, Costenoble.

M e t e o r o l o g i e .

Der Einfluß des Krieges auf die Witterung. Die Frage, ob der Krieg durch den Geschützdonner einen Einfluß auf die Witterung, speciell die Regenbildung ausübe, ist eine sehr wichtige. In der That würden sich an ihre bejahende Beantwortung die wichtigsten Folgerungen für den Ackerbau anknüpfen. In neuerer Zeit ist diese Frage hauptsächlich durch den großen amerikanischen, dann durch den preussisch-österreichischen und jüngst wieder durch den deutsch-französischen Krieg einer Diskussion unterzogen worden.

Im Jahre 1862 schrieb das „Wöchentliche Volksblatt“ von Cincinnati: „Die Kanonaden des amerikanischen Bürgerkrieges am Potomac, am York River und James River, sowie die Kanonaden von Korinth und auf dem Mississippi sind stets von fürchtbarem Regen mit Aufschwemmungen des Bodens begleitet gewesen. Jetzt erst wurde man aufmerksam, daß die künstliche Luftererschütterung daran Schuld haben könne. Würde diese Theorie gerade in dem jetzigen Kriege näher festgestellt, meteorologisch und physikalisch, so würde daraus ein unberechenbares Resultat für den Landbau gewonnen und eine neue Aera für denselben gegründet werden; denn man könnte den Himmel zwingen, seinen Regen über die verdünneten Aecker auszuschütten“.

Man wird gestehen, daß dieses eine Beispiel in keinem Falle ausreichen kann, um Folgerungen daraus abzuleiten, welche eine wissenschaftliche Bedeutung beanspruchen können. Geht man die Annalen der Kriegsgeschichte durch, so findet man auch keineswegs eine Bestätigung

der Theorie, nach welcher der Geschützdonner Regen erzeugend wirken soll. Zwar scheinen einzelne Beispiele dafür zu sprechen, z. B. der starke Regen bei der Beschießung von Pesth-Ofen im Mai 1849; aber man gehe z. B. die großen Schlachten des ersten Napoleon durch und man wird keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß hier keineswegs die obige Theorie gerechtfertigt erscheint.

Die starken Regengüsse gelegentlich des böhmischen Feldzugs im Jahre 1866 sind von gewisser Seite her dem Geschützdonner der in Böhmen gelieferten Schlachten zugeschrieben worden. Ich will hier die Ausführungen mittheilen, womit ich damals diese Behauptung abwieß. Dieselben werden auch für das größere Publikum dieser Zeitschrift von Interesse sein.

„Durch eine Anzahl deutscher Zeitungen lief unlängst ein Aufsatz, in welchem behauptet wurde, daß der Geschützdonner in Böhmen die Ursache des trüben Julimonates gewesen sei. Dieser Aufsatz rührt ursprünglich aus einer französischen Zeitung, dem „Publicateur des Côtes-du-Nord“ her, und es ist nicht unmöglich, daß gewisse Journalisten gerade deshalb geglaubt haben, er enthalte die Lösung einer wichtigen wissenschaftlichen Frage. Dies ist indeß keineswegs der Fall, vielmehr beweist der ganze Artikel abermals, welche ungeheure Seichtigkeit und Oberflächlichkeit in gewissen Kreisen unserer französischen Nachbarn herrscht. Besonders die Meteorologie ist sehr von den Franzosen verunstaltet worden, und hätte man nicht von Deutschland aus mit allen Kräften gekämpft, so

stände es um diesen Theil der Wissenschaft sehr schlecht, denn die Franzosen haben längst zum allgemeinen Rückzuge geblasen. Der Verfasser fragt sich: „Woher rühren die auffallenden (!) Störungen in dem Gleichgewichtszustande der Atmosphäre und vor allem die bedeutenden Regengüsse her?“ und antwortet dann ohne Weiteres selbstgefällig: „Offenbar von den ungeheuren zwischen den Preußen und Oesterreichern geschlagenen Schlachten“. Aber von welchen Schlachten rührte denn der unheimliche, kalte, regnerische Sommer des Jahres 820 her, wodurch Getreide und Gemüse verderben, der Wein sauer und ohne Geschmack blieb und selbst die Aussaat im Herbst in Folge der Regengüsse und der dadurch hervorgerufenen Ueberschwemmungen unmöglich wurde? Woher stammte das unheilvolle Wetter im Sommer 1033, in welchem die ganze Aussaat zu Grunde ging und der Hunger die Menschen zur Raserei und zum Kannibalismus trieb? Woher rührten die Unwetter der Jahre 1151 und 1174, die mit dem 1. Juli begannen? Von welchen Schlachten war der wüste, regen- und eisreiche Sommer 1740 und jener 1756 (von welchem Jahre Messier sagt, daß die Jahreszeiten in Unordnung gerathen seien) veranlaßt?

Alle diese Fragen finden in ihrer Beantwortung sicherlich eine Verneinung bezüglich der Einwirkung des Kanonendonners auf bedeutende Regenbildung; vielmehr müssen hier ganz andere Umstände gewirkt haben. Sobald dies aber einmal feststeht, folgt daraus mit Evidenz, daß der Verfasser des in Rede stehenden Aufsatzes durchaus unwissenschaftlich, unlogisch, ja leichtsinnig verfährt, wenn er ohne Weiteres erklärt, die Regengüsse des Monats Juni 1866 seien einzig Folge des Kanonendonners in Böhmen. Um auf dem Boden der Wissenschaft zu bleiben, hätte er vielmehr sagen müssen, sie können Ursache derselben sein, und hätte darauf hin detaillirt untersuchen müssen, ob dies der Fall gewesen ist oder nicht. Seine unmotivirte Behauptung ist zwar ächt französisch, aber nicht wissenschaftlich.

Der Verfasser behauptet, der Kanonendonner verdrängt durch seine Vibrationen die in der Luft aufgelösten Wasserdämpfe; allein diese Behauptung ist vorerst nur eine Hypothese und widerspricht den Folgerungen aus dem Gesetze der Umwandlung der Kraft. Jede gehemmte Bewegung erzeugt nämlich Wärme, das Meer hat nach einem Sturm eine höhere Temperatur als vorher, die Vibrationen der Lufttheilchen

müssen daher eine gewisse Wärme entwickeln. Je höher aber die Temperatur der Atmosphäre ist, um so mehr Wasserdampf kann sie aufnehmen, ohne den Sättigungspunkt zu erreichen, d. h. ohne Regen zu bilden. Das Glockengeläute hat sicherlich auf die Regenbildung keinen Einfluß, der Volksmeinung nach würde es vielmehr die Dünste lösen und das Gewölk verschrecken.

„In Folge der Kondensation des Wasserdampfes“, heißt es ferner, „entsteht ein luftverdünnter Raum, den die umgebende Luft auszufüllen strebt; sie strömt daher mit großer Gewalt aus allen Punkten des Horizontes nach dem betreffenden Orte und bringt hierdurch einen Wind hervor, der um so heftiger ist, je bedeutender die Regenbildung und Luftverdünnung war. Mit diesen Luftströmungen werden aber auch zugleich die darin schwebenden und aus den Ausdünstungen der Meere und Flüsse entstandenen Wolken nach derselben Gegend hingetrieben und daselbst gleichfalls zu Regen verdichtet, so daß hiernach ein Schlachtfeld gleichsam wie eine Saugpumpe wirkt, welche die in der Luft enthaltenen Wasserblänke von allen Seiten herbeizieht, um sie sofort in Regen zu verwandeln.“ Diese Behauptungen sind zum größten Theile unrichtig; durch Kondensation des Wasserdampfes entstehen im Allgemeinen durchaus keine solchen Luftbewegungen, wie der Verfasser glaubt. Zu allen Jahreszeiten hat man Gelegenheit, bedeutende nasse Niederschläge zu bemerken, die bei ruhiger Atmosphäre Statt haben. Die Theorie gewissermaßen durch Saugen entstehender Stürme, die der französische Verfasser halb verblickt wieder vorbringt, ist längst von Dove auf ihren wahren Werth zurückgeführt worden. Hätte der Verfasser die Lehre von den äquatorialen und polaren Luftströmungen genauer ins Auge gefaßt, so würde er wahrscheinlich nicht auf die Idee gekommen sein, in Böhmen eine Art Luftsaugpumpe zu etabliren und deren Wirkungen an den westfranzösischen Küsten beobachten zu wollen.

Die feuchten, kühlen und stürmischen Witterungsverhältnisse, deren Ursache unser französischer Meteorologe dem Kanonendonner in dem böhmischen Bergfessel zuschreibt, rühren vielmehr von ganz anderen, allgemein tellurischen Verhältnissen her. Zuerst ist zu bemerken, daß sie keineswegs mit dem Monat Juli, als die Hauptschlachten Statt fanden, begannen, auch nicht auf die erste Hälfte dieses Monats beschränkt blieben, sondern selbst den größten Theil des August und September hindurch anhielten. Ver-

gleichet man ferner die meteorologischen Berichte der verschiedenen mitteleuropäischen Stationen mit einander, so ergibt sich, daß die allgemeinen Witterungszustände allein durch den vorherrschenden Südweststrom hervorgerufen wurden, dessen charakterisirende Eigenschaften niedere Temperatur, niedriger Barometerstand, Bewölkung, Regen und Sturm sind. Wenn aber die Südweste, die Polarströme verdrängend, im Sommer über Europa wehen, Mißwachs und Theuerung in ihrem Gefolge führend, so müssen die nördlichen Ströme entweder ihren Weg über das europäisch-asiatische Rußland nehmen, oder, über Nordamerika heitern, warmen Sommer bringend, herabfließen. Man hat hierin indirekt ein entscheidendes Kriterium für das Vorwalten des herabkommenden Äquatorialstroms über Europa. Im vorliegenden Falle wird letzteres nun in der That bestätigt, denn Berichte aus der nordamerikanischen Union melden, daß daselbst eine sehr bedeutende Hitze herrschte. In Newyork war die Temperatur Mitte Juli eine solche, daß Menschen und Thiere zu Dutzenden todt in den Straßen zusammenfielen und die Hospitäler mit Sonnenstichkranken angefüllt waren. Das Thermometer stieg auf 48,2° C., womit denn Newyork ein Wärmemaximum aufzuweisen hat, wie es bis jetzt noch niemals unter gleichen und selbst viel geringeren Breiten der alten Welt beobachtet wurde.“ —

Die starken und anhaltenden Regengüsse im vergangenen Monate August sind wiederum den großen Schlachten in diesem Monate, und zwar diesmal hauptsächlich dem Pulverdampfe zugeschrieben worden. Folgende Betrachtungen scheinen aber den Einfluß des Pulverdampfes auf die Regenbildung nicht als besonders merklich zu ergeben.

Schon oben wurde bemerkt, daß historische Nachforschungen in den Annalen der neueren Kriegsgeschichte, so weit sich dies ausführen läßt, keinen Einfluß des Geschützdonners auf die Regenbildung hervortreten lassen. Dasselbe muß also auch bezüglich des Pulverdampfes gelten.

Inzwischen sind der Beispiele, auf die man sich hier berufen kann, doch immer nur ziemlich wenige. Man kann daher die Untersuchung auf den Einfluß der bei der Verbrennung auftretenden Dämpfe für die Regenbildung ausdehnen. Man weiß, daß über gewaltigen Brandstätten schwere Rauchwolken sich bilden und nicht selten den ganzen Himmel überziehen; man hat auch gefunden, daß alsdann heftige Windstöße sich erheben und die Ruhe der Atmosphäre beträchtlich gestört wird. Aber die Fälle, in welchen bei vorher klarem Himmel bald nach dem Ausbruche heftiger Feuerbrünste starke Regenfälle eintreten, sind leider zu selten, als daß man auf einen besondern Einfluß der aufsteigenden Rauchwolken für die Regenbildung reflektiren möchte. Auch die ungeheuren Moorbrände, durch welche ganze Länder, ja große Theile von Europa mit Rauchwolken überzogen werden, tragen zur Regenbildung Nichts bei. Wie kann man aber nach alle dem dem Pulverdampfe, der in größeren Mengen bloß an einigen Tagen des August und nur an einzelnen Punkten des Esasses und Lothringens aufstieg, die andauernden Regengüsse in einem großen Theile Europa's beimessen? Untersucht man die mittleren jährlichen Regemengen der großen Fabriksstädte Englands mit ihren ewig dampfenden Schloten, so findet man für diese keineswegs eine größere Regenmenge als für andere, weit weniger industrielle Städte Großbritanniens, ja sie stellt sich für diese letzteren eher noch bedeutender heraus.

Wir dürfen daher mit Bezug auf die Ausführungen in diesem Artikel behaupten, daß nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft der Einfluß des Kanonendonners oder des Pulverdampfes auf die Regenbildung keineswegs mit Sicherheit nachzuweisen ist, und daß überhaupt alle Wahrscheinlichkeit dagegen spricht, der Kanonendonner und der Pulverdampf übt einen irgend wahrnehmbaren Einfluß auf die Quantität des Regens, der innerhalb einer gewissen Zeit auf einer größeren Fläche Landes herabfällt.

Klein.

Volkswirtschaft.

Die volkswirtschaftlichen Kräfte Rußlands. II. Das russische Bahnetz hat vorläufig noch in erster Linie eine militärische Bedeutung. Da wir nun aber auch die volkswirtschaftliche

Kraftentwicklung aus einem verwandten Gesichtspunkt betrachten, so haben wir zunächst diejenigen Industrien ins Auge zu fassen, die sich mit dieser Schätzung der Nachhaltigkeit der wirth-

schaftlichen Gesamtkraft am nächsten berühren. Es sind, und zwar nicht zufälliger Weise, überall diejenigen Zweige, welche auch übrigens die modernen Haupthebel aller großen ökonomischen Erfolge bilden. Die Förderung der Eisen und Kohle ist in der neuesten Epoche der Volkswirtschaft bekanntlich der erste, unumgängliche Hauptfaktor der sich in Riesendimensionen entwickelnden Kraftleistungen. Die große volkswirtschaftliche Maschine baut sich aus Metall und bewegt sich durch Verwandlung von Kohle in mechanische Kraft. Das Eisen selbst ist in seiner massenhaften Bearbeitung aber wiederum an die leichte Erreichbarkeit von Steinkohle gebunden. Für die modernen Staaten und Volkswirtschaften gilt daher nicht bloß der Satz, daß die Noth Eisen, sondern auch daß Eisen die Noth bricht. In wirtschaftlicher und anderer Beziehung kann man sagen, daß die Natur, wo sie „Eisen wachsen ließ“, keine Knechte gewollt habe. Wir nehmen jedoch das den Deutschen zugerufene Dichterwort hier in einem etwas profaischeren und mit lang abgemessenen Zeiträumen rechnenden Sinne. Es fehlt Rußland nicht an den beiden Kraftgebern, weder an Kohlen noch an Erzlagern; aber die Menschenkraft hat noch viel zu thun, ehe sie diese Hilfsquellen der Natur in gehörigem Umfange verfügbar machen kann. Was bei dem raschen Tempo der nordamerikanischen Entwicklung schon die größten Schwierigkeiten macht, wird in dem unvergleichlich langsamer bewegten und weniger reglament Rußland nicht durch das bloße Machtgebot einer autokratischen Regierung überwunden werden. Man braucht die Eisenproduktion und Eisenindustrie in allererster Linie für den Kriegsgesamtwirtschaftsapparat einschließlich der Eisenbahnen; man braucht sie ferner in rein volkswirtschaftlicher Beziehung zur Lieferung der landwirtschaftlichen und industriellen Werkzeuge. Man braucht sie also, wie überall, als Fundament für eine maschinenmäßig umzuwandelnde Gesamtwirtschaft. So sehr man nun aber auch in diesem Sinne die Produktion von Staats wegen unterstützt und gefördert hat, so sind doch selbst neben einer zweckmäßigen Wirtschaftspolitik die bisher erzielten Ergebnisse noch keineswegs so groß, daß man auf eine in naher Aussicht stehende, beträchtliche Erweiterung der Industriedimensionen zu rechnen hätte.

Die Gewinnung von Steinkohlen hat in Rußland seit kaum 30 Jahren begonnen, und so reich die Kohlenfelder auch sind, so ist doch die Förderung eine verhältnißmäßig noch sehr

geringfügige. Der Verbrauch von Holz in massenhaftem Umfang hat lange Zeit die Industrie genährt; aber trotz der Ausdehnung der russischen Wälder fängt man doch schon an, von den Grenzen dieser Konsumtionsart zu reden. Es wird also schließlich die Steinkohle sein, welche entscheidet. Die gegenwärtige Produktion wird auf 10 Mill. Pud (den Pud zu 16,38 Doppel-pfund, also ungefähr ein Drittel Centner) veranschlagt, so daß sich der Werth, den Pud mit 5 Kopeken (über anderthalb Sgr.) gerechnet, auf eine halbe Million Rubel stellt. Dieser äußerst geringfügige Betrag steht in umgekehrtem Verhältniß zu der großartigen Ausdehnung, dem Reichthum und der Güte der Kohlenbassins. Das bedeutendste derselben ist dasjenige des Donez, welches durchschnittlich allein mehr als zwei Drittel der gesammten Kohlenförderung liefert. Ihm folgt das Centralbassin von Moskau, welches nach den letzten Angaben circa $1\frac{1}{2}$ Mill. Pud lieferte. Die andern Bassins wie das des Ural, die sibirischen etc. verbleiben mit ihrer Förderung in den Hunderttausenden. Das ganze Detail ist überhaupt nur geeignet, den Mangel an Kraft zur Ausnutzung der reichen Naturkräfte und der vorzüglichsten Anthracitlager darzulegen. Einige Statistiker Rußlands vergleichen die dortige Steinkohlenproduktion mit derjenigen des früheren Großherzogthums Nassau. Dies wäre also, abgesehen von dem bis jetzt noch ausgedehnten Holzverbrauch, die eigene Wärme und Kraftbasis.

Obwohl auch in Beziehung auf das Eisen die Natur es nicht im Mindesten hat fehlen lassen, so beläuft sich doch diese Industrie überhaupt nur etwa auf einen Werth von 50 Mill. Rubel. Die Verwendung von Eisen in Gerätschaften und bei Bauten ist noch sehr wenig entwickelt und namentlich der Volksverbrauch für diesen Artikel sehr mäßig. Aber auch diesem geringen Bedürfnis genügt die einheimische Produktion keineswegs; denn es beläuft sich die Metalleinfuhr jährlich circa auf ein halbes Duzend Millionen Rubel. Man veranschlagt 13 Mill. Pud Roheisen und daraus 9 Mill. Pud Stabeisen als die einheimische Erzeugung. Jene Roheisenmenge wird von Schnitzler im Werth auf 16 Mill. Rubel angegeben. Obwohl diese Zahlen aus der sorgfältigen Vergleichung verschiedener Angaben und Schätzungen hervorgegangen sind, so wird man doch wohl thun, ihnen keinen andern Werth beizumessen, als denjenigen einer Orientirung, die sich über die unbestimmten Eindrücke, gelegentlichen Privatangaben und oft

fabelhaft willkürlichen Perspektiven erhebt. Wer da weiß, was selbst in den höchst entwickelten Kulturstaaten, ja sogar bei uns selbst eine eigentliche Industriestatistik, abgesehen von den Zolllisten, zu bedeuten habe, und wie man dieselbe in Preußen und im Zollverein erst mit der neuen zehnjährigen Aufnahme in einigen Hauptpunkten, namentlich in Rücksicht auf die Menge der Erzeugnisse anzubahnen gedenkt, wird sich auch über die besten und zuverlässigsten Angaben über Rußland keiner allzu großen Illusion hingeben. Diese Bemerkung gilt in fast allen Richtungen, und man muß zufrieden sein, einigermaßen über den vagen Ausdruck hinauskommen, im Allgemeinen das Facit ziehen und die Richtungen angeben zu können, in denen die Elemente der Schwäche und Stärke, der Rückständigkeit und des Fortschritts liegen. Für Kohle und Eisen haben wir, selbst abgesehen von variirenden Zahlen und Schätzungen, die Situation unzweideutig festgestellt. Sie faßt sich sammt ihrer Ursache kurz in folgende Schlagwörter zusammen: reiche Naturhilfsquellen und wenig Ausbeute; ungünstige Lage der Fundstätten zu den bisherigen Mittelpunkten der eigentlichen Manufaktur; Verbindungsschwierigkeiten zwischen den ersteren und den letzteren und Unzulänglichkeit der bisherigen Schienenwege oder Wasserkommunikationen für das Bedürfniß der fraglichen Produktion.

Wenn Eisen und Kohle gleichsam die allgemeine Industrie oder den modernen technischen Kraftfaktor derselben repräsentiren, so ist die eigne Gewinnung der Bekleidungsmittel der verschiedensten Art derjenige Zweig der volkswirtschaftlichen Thätigkeit, welcher neben der Herstellung des Obdachs grade für die unmittelbare Konsumtion an erster Stelle in Frage kommen muß. Obwohl diese Betrachtungsart nicht die den Nationalökonomie und Statistikern geläufigste ist, so stimmt sie doch in einer besondern Richtung sogar mit der Entwicklung und den Interessen der Völkerverindustrie des Jahrhunderts vollkommen zusammen. Ueberall sind es Spinnerei und Weberei, namentlich aber die Verarbeitung von Baumwolle gewesen, was der wirtschaftlichen Phytognomie der Staaten in den letzten drei Generationen einen eigenthümlichen Stempel aufgedrückt hat. Man erinnere sich, daß sich z. B. in Deutschland im letzten Menschenalter der entscheidende Theil des industriellen Fortschritts außer um das Eiseninteresse vornehmlich um die Gespinnstindustrie und speciell um die Garnzölle gedreht hat. Die Thatfache,

daß Rußland ziemlich kühn in die moderne Baumwollenverarbeitung eingetreten ist und sich den für seinen einheimischen Bedarf angemessenen Antheil an diesem Weltindustriezweig erobert hat, ist um so weniger zu unterschätzen, als daneben der bedeutende Umfang der Wollenerarbeitung und der Leinenproduktion einhergeht. Im Hinblick auf die russische Baumwollenindustrie befinden wir uns ganz entschieden bei einem Kraftelement, welches auf die wachsende Stärke und das allmähliche Reifen der russischen Defonomie hindeutet.

Es bestehen jetzt 48 Baumwollenspinnereien mit 37,000 Arbeitern, einer Garnproduktion im Werth von 40,000,000 Rubel jährlich, bei einem Verbrauch von 96,000,000 Pfund Rohbaumwolle. Von letzterem Material werden $\frac{9}{10}$ von Amerika und $\frac{1}{10}$ von Centralasien bezogen. Von dem in Rußland konsumirten Garn und Zwirn sind 97% von einheimischer Arbeit und nur 3% von feinerer Qualität importirt. Mit der Baumwollweberei befaßten sich 586 Etablissements mit 60,400 Arbeitern und einer jährlichen Produktion im Werth von 30,000,000 Rubel. Hierzu kommen 133 Zeugdruckereien mit 24,776 Arbeitern und einer Produktion im Werth von 26 $\frac{1}{2}$ Mill. Rubel. Dies alles vertritt aber noch keineswegs den ganzen Umfang der Verarbeitung, da in den schlechteren Sorten Handspinnerei und Hausindustrie noch eine sehr bedeutende Rolle spielen, indem die zu den landwirtschaftlichen Arbeiten unbrauchbaren 7 Monate zu jener Beschäftigungsart Veranlassung geben. Auf diese Weise sollen etwa 350,000 Arbeiter in der Baumwollenbehandlung thätig sein und sich der Gesamtwertb dieser Baumwollentwaaren auf 82,000,000 Rubel jährlich stellen. Die Erzeugnisse der Fabriken von Polen und Finnland, die in dem Bisherigen noch nicht eingerechnet sind, und sich seit dem Tarif von 1850 vervierfacht haben, werden auf jährlich 86,000,000 Rubel angegeben. Die Einfuhr an Baumwollentwaaren betrug 1868 von Europa noch nicht 3 Mill. Rubel und bezog sich auf die feineren Qualitäten. Dieser ganze, den entschiedensten Fortschritt in Aussicht stellende Stand der Baumwollindustrie ist um so kennzeichnender, als die letztere eigentlich erst seit 1824, d. h. seit der Einführung des Prohibitivsystems zu datiren ist. Schon Anfang der fünfziger Jahre betrug nach Tengoborski das fremde Baumwollengespinnt nur noch 7% des einheimischen. Schnitzler, der nach verschiedenen älteren Autoren für die Textilindustrie etwas niedrigere Angaben

als die oben angeführten hinstellt, beziffert die entsprechende Spindelzahl auf mindestens $1\frac{1}{2}$ Mill., welche sich auf die Gouvernements der industriellen Region folgendermaßen vertheilen: Petersburg 650,000, Moskau 250,000, Wladimir 200,000, Twer 150,000 und in den übrigen Gouvernements zusammen 250,000.

Stellen wir der Baumwollenindustrie sogleich die Flachsz- und Hanfproduktion gegenüber, welche neben dem Getreide den bedeutendsten Zweig des russischen Ackerbaus vertritt und daher nicht bloß in rein industrieller Beziehung in Frage kommt. Doch ist dieser Produktionszweig für unsere Betrachtungsart insofern nicht von gleicher Wichtigkeit als die Baumwollenverarbeitung, da er sich weit leichter an die naturwüchsigte Agrikultur anschließt und daher kein Maß dafür abgibt, wie weit Rußland in die moderne Völkerverindustrie, von welcher der Weltmarkt beherrscht wird, eingetreten sei. Die fremde Konkurrenz ist hier nicht in solchen Weltdimensionen im Spiele, und Rußland selbst tritt mit großen Massen auf den fremden Märkten auf. Im Jahre 1868 exportirte es 130,000 Tonnen Flachsz im Werth von 29,000,000 Rubel und 90,000 Tonnen Hanf im Werth von 8,000,000 Rubel. Nimmt man hierzu die Ausfuhr von Leinsamen mit 27,000,000 Rubel und die kleineren Posten für Tauwerk und dergl., so ergeben sich nahezu 70,000,000 Rubel. Als einheimisches Verarbeitungsmaterial verbleiben ein dem Export ziemlich gleicher Betrag Flachsz und eine ebenfalls von der Ausfuhr nicht sehr abweichende Hanfmenge. Der größere Theil dieses Materials wird auf dem Lande von den Bauern bearbeitet. Jedoch ist man gegenwärtig bemüht, in die Hanfverarbeitung einen ganz neuen Maschinenbetrieb einzuführen. Im Uebrigen fehlt es auch nicht an eigentlich industrieller Behandlung. Einschließlich der nicht maschinenmäßig erzeugten Waaren wird der Werth der Flachsz- und Hanffabrikate auf 144,000,000 Rubel angegeben und ist in raschem Zuwachs begriffen. Der amerikanische Krieg hat die Leinenindustrie sehr gefördert. Die nur auf die feineren Sorten bezügliche Leineneinfuhr, die 1868 noch 4,000,000 Rubel betrug, ist für 1869 auf die Hälfte gefallen. Bei der Würdigung der auf die Flachszproduktion und Leinenindustrie bezüglichen Thatsachen darf man die durch den amerikanischen Krieg in der Baumwollensphäre herbeigeführte nachhaltige Preisveränderung nicht vergessen und muß sich erinnern, daß die Vertretbarkeit der Baumwolle

durch keinen vorwiegend eine reine Preisangelegenheit ist.

In einer andern Richtung kann auch allenfalls noch die Wolle aus einem ähnlichen Gesichtspunkt betrachtet werden. Jedoch haben wir es hier wieder weit mehr als beim Leinen mit einer eigentlichen Völkerverindustrie zu thun, in welcher der Kampf um die Märkte und um die einheimische Verarbeitung oder auch Erzeugung seit je her bei den civilisirten Nationen eine große Rolle gespielt hat. Die gesammte russische Wollenerzeugung beläuft sich auf circa 130,000,000 Pfund, wovon 1868 nahezu 35,000,000 Pfund exportirt wurden. Daneben wurden an feiner Wolle $2\frac{1}{2}$ Mill. Pfund und über 6 Mill. Pfund Garn eingeführt. Die Bearbeitung dieser einheimischen und importirten Wolle beschäftigt allein im eigentlichen Rußland 635 Fabriken mit 94,000 Arbeitern und einer Produktion im Werth von jährlich 50,000,000 Rubel. Hieron berechnet man als Werth des Arbeitszuzuges zu den Kosten des Rohprodukts eine Summe von 30,000,000 Rubel, die einen reinen industriellen Gewinn des Landes vorstellt. Einschließlich Polens und nach höheren Privatangaben soll sich der Betrag der gesammten fertig gestellten Wollenwaaren auf 80,000,000 Rubel belaufen. Vor noch nicht ganz zwei Jahrzehnten entsprachen dieser Ziffer kaum 23,000,000 Rubel, im Jahre 1861 aber schon 33,000,000 und 1864 circa 40,000,000 Rubel. Dem Aufschwung der eignen Verarbeitung steht eine sinkende Einfuhr von Wollenzügen gegenüber und vervollständigt das Bild des Fortschritts. Für die Zeit von 1826—30 betrug die Einfuhr der Zeuge jährlich 3,000,000 Rubel, für das Jahrzehnt 1830—40 jährlich circa 900,000 Rubel. Im Jahre 1868 belief sie sich auf nur 271,000 Rubel. Allerdings ist der Import anderer Wollen seit 1858 von $3\frac{1}{2}$ Mill. Rubel auf über 6 Mill. im Jahre 1868 gestiegen. Zugleich kommt aber auch die Ausfuhr von russischem Tuch nach Asien und besonders die Konkurrenz in Anschlag, welche dasselbe bereits in den gewöhnlicheren Sorten den englischen Tuchen vorzüglich in China macht.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, alle Industrien und etwa gar die verschiedenen Zweige des Ackerbaus durchzugehen, sondern nur diejenigen Punkte zu bezeichnen, in denen die gewissermaßen modernisirte Kraftentwicklung der russischen Nationalwirtschaft maßgebend hervortritt. Wir lassen daher Fette und Leder, bekanntlich zwei der bedeutendsten Ausfuhrposten,

zur Seite, um unserm bisherigen Gange gemäß eine Industrie vorzuführen, deren Ausbildung eine Schöpfung des Jahrhunderts ist und zugleich den rationellen Ackerbau gefördert hat.

Die Rübenzuckerindustrie ist im Laufe des Jahrhunderts in allen Hauptstaaten des europäischen Festlandes ins Leben gerufen worden und hat eine so bedeutende Zukunft, daß man jetzt auch in Nordamerika mit Versuchen zu ihrer Einführung beschäftigt ist und sogar in England, von wo aus man sie ursprünglich nach Kräfte bekämpfte, jetzt sie und da den Gedanken nährt, sie auf britischem Boden in Angriff zu nehmen. Die festländischen Mächte haben das Verdienst, der Zuckerrübe gegen das Zuckerrohr zum Dasein verholfen zu haben. Bekanntlich ist Deutschland mit den Entdeckungen vorangegangen, während die erste energische Entwicklung von Staats wegen Frankreich und dem ersten Napoleon angehörte. Auch hat das Kontinentalsystem überhaupt das Seinige beigetragen. Jetzt steht Deutschland mit der Rübenzuckerzeugung obenan; Frankreich, Oesterreich und Rußland sind so zu sagen die übrigen Großstaaten des Rübenzuckers, und wenn auch im letzteren Lande nach dem Eingeständniß Tengelorski's dieser Produktionszweig noch im Vergleich mit Deutschland und Frankreich zurückgeblieben ist, so zeigen doch die neuesten Fortschritte eine unverkennbare Tendenz zu einem einstigen sehr bedeutenden Umfang. Besonders ist die Rückwirkung auf den Ackerbau gerade in Rußland nicht gering, da durch das Alterniren mit der Zuckerrübe der Bodenerwerb erheblich vorgebeugt und außerdem der industrielle Sinn in die desselben sicherlich bedürftigen Kreise der dortigen Landwirthschaft eingeführt wird.

Die Entstehung der Rübenzuckerindustrie ist in Rußland eine ähnliche gewesen wie im übrigen festländischen Europa; sie hat zuerst Staatsunterstützung, und zwar auch in der Form von Darlehen (z. B. an den General Blankenagel 1802) erfordert. Ihre Keime sind an der Wende des Jahrhunderts zu suchen. Vor 1820 ist es aber zu entschiedenem Anfängen nicht gekommen. Im weiteren Lauf der Entwicklung hat man sie durch das Zollsystem energisch unterstützt, bis der Schutz Zoll sich 1841 auf 100 % stellte. Neuerdings hat die Industrie durch die Emancipation eine zeitweilige Störung erlitten, da die meisten Arbeiter Leibeigene waren. Von 79,000 Arbeitern vor der Emancipations-einleitung, die 1860 vorhanden waren, fanden sich 1864 nur noch 57,000. Seitdem hat jedoch die

Industrie einen neuen Aufschwung genommen. Die Produktion von 1867—68 wurde auf 178,000,000 Pfund veranschlagt. Der Betrag einer gewöhnlichen Campagne kann jedoch nicht so hoch, sondern nur auf 120,000,000 Pfund im Werthe von etwa 15,000,000 Rubel angenommen werden. Die fremde Einfuhr von Zucker, Melasse und dergl. belief sich 1868 auf nur $3\frac{1}{4}$ Mill. Pfund im Werth von 452,000 Rubel. Die Hauptsitze der Produktion sind Kiew und Podolien. Dort ist der Preis demjenigen des noch nicht verzollten fremden Zuckers in Petersburg etwa gleich, bisweilen aber auch etwas niedriger, während der Rübenzucker, wenn er nach Moskau und Petersburg kommt, im Preise dem fremden Zucker einschließlich des Zolles von 3 Rubel für den Pud (nicht ganz 33 Pfund) die Wage hält. Was die Produktionsverhältnisse anbetrifft, so repräsentirt allein das Gouvernement Kiew ein Drittel des ganzen Betrags.

Die Rübenzuckerindustrie Rußlands ist ein großer Erfolg. Erwägt man aber die Gesamtmasse ihrer Produktion im Verhältniß zur Bevölkerung und deren Konsumtion, so ergibt sich im Resultat ein interessantes Gegenstück. Rechnet man nämlich auch noch den angegebenen geringen Betrag des fremden Zuckers hinzu, so entspricht dem Bevölkerungskopf überhaupt nur ein Verbrauch von jährlich einem Doppelpfund. Das ist äußerst wenig und erläutert sich dadurch, daß die Mehrzahl der russischen Bauern gar keinen Zucker konsumirt. In dem Schnitzlerischen Werk wird ausdrücklich hervorgehoben, daß Rußland in Rücksicht auf relativen Zuckerverbrauch den letzten Rang einnehme. Seine Konsumtion pro Kopf ist, mit unserer durchschnittlichen Civilisation, also noch gar nicht etwa mit dem englischen Zuckerverbrauch verglichen, im eigentlichen Sinne des Wortes eine Zehntelkonsumtion. In der That haben wir hiemit den Gegensatz der künstlichen, von der Autokratie und dem Adel sowie überhaupt von der Staatsgewalt geförderten Produktion und der naturwüchsig von unten auf in aller ihrer rohen Dürftigkeit und Unkultur auftretenden Konsumtion vor uns. Ähnliches ließe sich über den Kaffee und sogar über den Thee sagen, der doch das Hauptgetränk bildet, wo nicht der klimatisch allmächtig scheinende Branntwein vor ihm das Feld behauptet. Die ungeheure Kluft zwischen den kunstmäßigen Produktionserfolgen und der armseligen Konsumtion der Massen zeigt, wie viele Brücken noch erst geschlagen werden müssen,

ehe die russische Oekonomie zu einer wahren Volkswirtschaft werden kann, und ehe Produktion und Konsumtion in ihrer natürlichen Gleichheit ein breites und festes Fundament erhalten.

So weit die Handels- und Wirtschaftspolitik einen Einfluß zu üben vermag, haben es seit circa 50 Jahren die russischen Regierungen nicht an der energischen Anwendung desjenigen Systems fehlen lassen, welches ihnen seit 1822 wieder als das zweckgemäße gegolten hat. Nach der Beendigung der Kriegsära mit 1815 hatte der erste Alexander das Freihandelsystem versucht. Er hatte dies im Glauben an die ihm gehaltenen theoretischen Lektionen eines Storch gethan. Es trat jedoch in Folge der nun gemachten Erfahrungen eine sehr entschiedene Rückwirkung ein und ein Caucrin und ein Kesselrode wendeten sich entschieden dem Prohibitivsystem zu. Seit dem Ende jener freihändlerischen Episode hat nun die Entwicklung des russischen Systems darin bestanden, von der Prohibition zum bloßen Schutzsystem und zu immer rationelleren Formen des letzteren überzugehen. Eine Wendung von der Prohibition zum bloßen Schutz trat schon 1850 ein, indem man auf die erheblich erniedrigten Preise der Artikel, die nun durch den bloßen Zeitverlauf mit Zöllen überlastet waren, Rücksicht zu nehmen hatte. Zum Theil in Folge der Handelsstörungen durch die Blotaden des Krimkrieges kam es 1857 zu Tarifmodifikationen im Sinne der Herabsetzung, jedoch noch immer im Geiste des Hochschutzesystems. Ein Jahrzehnt später (1867—68) versammelte man zu Petersburg Delegirte der Manufakturen und des Handels, und es wurde im Sinne des Schutzsystems die nunmehr seit dem 1. Januar 1869 in Kraft getretene, umfassende Tarifrevision vorgenommen. Officiell und nicht officiell hatten sich namentlich England und Frankreich, aber auch Preußen bemüht, bei dieser Revision ihren Einfluß im freihändlerischen Sinne geltend zu machen. Russischerseits berief man sich bei der Erörterung in der Commission und in den Journalen vornehmlich auch auf das Beispiel der amerikanischen Praxis und Theorie. Ein großer Theil der liberaleren Journale, durchgängig aber die nationalen slavophilen Organe traten energisch für den Schutzstandpunkt ein. Nebenbei sei bemerkt, daß die Argumentation nach dem amerikanischen Nationalökonomem Carey ebenfalls eine erhebliche Rolle spielte. Die Russen haben sein System schon zum zweiten Mal überetzt und er gilt unter den dortigen nationalen Handels-

politikern als erste volkswirtschaftliche Autorität. In der That stimmen seine Anschauungen über Rußland sehr gut zu dessen fernere belegene Hoffnungen, und wie er schon vor länger als zwanzig Jahren das entschiedene Aufsteigen Deutschlands im Vergleich zu Frankreich in volkswirtschaftlicher und politischer Beziehung prognosticirt hat, so dürfte er sich auch schwerlich irren, wenn er schon seit Jahrzehnten Rußland als diejenige Macht ansieht, welche einst neben Amerika und Deutschland die dritte Rolle spielen werde. Uebrigens will aber die russische Wirtschaftspolitik nicht im Sinne der gewöhnlichen Ideen über das Schutzsystem aufgefaßt sein. Sie arbeitet gar nicht allein mit dem Zollschutz, den sie übrigens in der letzten Revision, wenn auch nicht principieell verlassen, so doch durch eine Anzahl von Herabsetzungen schon sehr rationeell zu gestalten versucht hat; — sie arbeitet nicht allein mit dieser Form des Schutzes, sondern auch mit positiven Förderungen, indem der Staat bei Bestellungen, Concessionen und Contracten auch wirtschaftlich das Princip der einheimischen Verfertigung so viel als irgend möglich zur Anwendung bringt und in dieser Beziehung augenblickliche Preisopfer nicht immer für effektive Nachtheile ansieht. Man würde sehr irren, wenn man die russische Autokratie in ihrer Handels- und Wirtschaftspolitik mit demselben Maß wie die politisch und so zu sagen auch social mehr oder minder konstitutionellen Staaten Europas messen wollte. Einerseits ist das rein vormundschaftliche Princip der Volkswirtschaftsförderung bei der verhältnißmäßigen Unkultur des russischen Volks das bis jetzt einzig denkbare und spielt etwa dieselbe Rolle wie in dem gebildeten Nordamerika der nationale Kampf gegen die englische Wirtschaftshegemonie, welcher das dortige System zu einem großen Theil erklärt. Andererseits ist nun aber in Rußland auch noch lange kein solch reines Handelsinteresse vorhanden, um den Schutzbemühungen der Vertreter der aufstrebenden Industrie die Wage zu halten. Wie man auch über die allgemeinen Principien denken möge, so kann es den russischen Verhältnissen gegenüber nicht zweifelhaft sein, daß dieses Reich seine wirtschaftliche Kraft in der Herabsetzung einer inneren Koncentration weit mehr als im auswärtigen Handel zu suchen habe. Diese Schöpfung innerer Verbindungen und Verkehrssysteme ist aber nur durch eine dem rationelleren Ackerbau vorangehende und selbst mit zeitweiligen Opfern zu erzielende Industrie-

entwicklung möglich. Bei der Gesamtveranschlagung künftiger russischer Kraftleistungen müssen wir daher diesen Gang der Industriepolitik in Rechnung bringen. Der Widerstand, den der Koloss in dieser Beziehung den fremden Interessen entgegensetzt, ist für uns noch ganz besonders da zu beachten, wo das deutsche Schicksal der russischen Ostseeprovinzen deutscher Kultur, sowie auch Finnlands und Polens in Frage kommt. Der Freihandel hat, wie überall, seinen hauptsächlichsten Sitz in den Seeplätzen und in den durch die Möglichkeit von Getreideexport begünstigten Provinzen. Aber das deutsche Element ist zugleich auch ein spezifisch-industrielles und der univiersellen Kultur äußerst förderliches. Es hat sich daher mit den neuesten nationalrussischen Bestrebungen rein politischer Art in wirtschaftlicher Hinsicht ein Antagonismus ergeben, dessen Wirkungen absehen zu wollen vorläufig noch nicht an der Zeit sein dürfte. Die rein ökonomischen Kämpfe müssen jedoch hier die Verwicklung erheblich steigern. Im Ganzen und Großen hat Rußland, wie schon früher bemerkt, sehr energisch an seiner volkswirtschaftlichen Autonomie festgehalten und sich namentlich nicht auf die Art von Handelsverträgen eingelassen, welche durch den Vorgang von England und Frankreich seit 1860 die Tour des übrigen Europa gemacht und es bis jetzt zu einem freilich neuerdings sehr angefochtenen und durch die neuesten politischen Ereignisse noch mehr bedrohten zehnjährigen Lebenslauf gebracht haben.

Verbinden wir diese Erinnerungen an die bisherigen Umrisse der spezifisch-russischen Handels- und Wirtschaftspolitik mit dem Rückblick auf diejenigen Industrien, in denen es dem übrigen Europa nachgeeifert hat, oder ihm jetzt energisch zu folgen strebt, so finden wir, daß allerdings die Anlagen zum Großen in den erheblichsten Richtungen vorhanden und die Fundamente fast überall gelegt sind. Dagegen können wir es uns bei dieser Gesamtbetrachtung auch zugleich wieder bestätigen, daß die thatsächlich erreichten Positionen noch verhältnißmäßig rückständig sind, und daß es nur die relative Berücksichtigung der fast überall in der Fortschrittsrichtung von den letzten zwei Generationen zurückgelegten Wegstrecke ist, was eine sichere, aber auch nicht allzu rasche Weiterentwicklung und eine einstige wirtschaftliche Hauptstellung verbürgt. Man sagt bisweilen, daß der russische Arbeiter wohl die nöthige Anlage, aber nicht den genügenden Willen zu besserer Thätigkeit

habe. Dieser Einwand scheint uns für die Dauer der am wenigsten stichhaltige. Der Wille ist zu einem großen Theil ein Produkt der bisherigen Gewohnheiten und ändert sich mit den Verhältnissen, wenn nur die Naturgrundlage für die erforderliche Geschicklichkeit nicht abgeht. Man vergesse nicht, daß die Bearbeitung der Baumwolle und der Zuckerrübe möglich geworden, also ganz neue Zweige der Thätigkeit eingeführt worden sind. Außerdem sind überhaupt die Fortschritte, welche die maschinenmäßige Spinnerei und Weberei in allen Richtungen gemacht hat, als Anzeichen nicht zu unterschätzen. Der Gang der Volkswirtschaft ist in dieser Beziehung ein natürlicher gewesen. Man hat an Leinen, Baumwolle und Wolle immer mehr verarbeitet. Man hat von den eignen Rohstoffen im Verhältniß zum Betrag der Selbstverarbeitung immer weniger exportirt und hat in einigen Richtungen zum Theil schon mit fremdem Rohstoff gearbeitet. Dies sind die sichersten Fingerzeige dafür, daß der betretene Weg zur höheren Kräftigung führe. So dürftig die Zuckerkonsumtion ist, so wird ihr doch wesentlich durch einheimische Produktion genügt, und dieser Sachverhalt ist schon ein Resultat. Auch die Rehrseite der russischen Volkswirtschaft, nämlich die von uns gekennzeichnete geringe Ausbente der gewaltigen Naturhilfsquellen an Kohle und Eisen, will mit der Erinnerung betrachtet sein, daß die Ära des Eisens und gleichsam das volkswirtschaftliche Eisenzeitalter in der modernen Entwicklung nicht die älteste, sondern die jüngste Erscheinung ist und daher für Rußland erst spät eintreten kann. In dieser Hinsicht werden einigermassen die zeitlichen Schranken bestimmt, welche sich einer allzu beschleunigten Zusammenfassung der Kräfte widersetzen. Die jüngst arrangirte allgemeine russische Industrieausstellung zu Petersburg hat zwar wiederum bewiesen, daß Rußland seine bekannte frühe Sorgfalt im Dampfschiffbau nicht verleugnet hat, indem grade in dieser Richtung besondere Erfolge zu konstatiren sind, aber dem gegenüber steht eine Rückständigkeit in der Maschinenfabrikation, welche durch den großen Import dieser Artikel bezeugt wird. Der letztere beweist aber seinerseits auch wieder die rühmliche Einführung von Maschinenkraft. Im Allgemeinen möchte daher volkswirtschaftlich ebenso wenig von einer raschen Einholung der mächtigen Industriestaaten des übrigen europäischen Festlandes als etwa von einem Koloss mit thönernen Füßen die Rede sein können. Die volks-

wirtschaftlichen Fundamente sind sicherlich nicht schlecht und möchten im Rahmen der politischen Gesamtwürdigung noch die zuverlässigsten Bestandtheile repräsentiren. Weit weniger befriedigend würde, trotz des partiellen Zusammenhangs mit der eigentlichen Volkswirtschaft, eine Untersuchung der Staatsfinanzen ausfallen. Auch ist schließlich noch zu bedenken, daß die volkswirtschaftlichen Machtelemente zu einem großen Theil in ihrer gegenwärtigen Verfassung nicht zu denen gehören, welche augenblicklich disponibel sind. Bringt man hierzu die Beschaffenheit der politischen und socialen Zustände und gleichsam die gesellschaftliche Kraft Rußlands nach den bisherigen Erfahrungen und bemessbaren Thatfachen in Anschlag, so sind zwar für die innere Aktion bedeutende Stützpunkte und Hebel vorhanden, während es aber für die Aktion nach Außen bei dem Mangel an der innern Verschmelzung und Entwicklung nicht gleich günstig bestellt zu sein scheint. Rußland verdankt in wirtschaftlicher Beziehung den Standpunkt, den es jetzt einnimmt, seiner innern stillen und langsamen Thätigkeit. Wo es, abgesehen von Asien, nach Außen eingegriffen und zugegriffen hat, ist es zu einem großen Theil unwillkürlich auf einen Weg gerathen, der die Punkte seiner Schwäche und Verwundbarkeit vermehrt hat. Die Gesamtconsequenz fällt also dahin aus, wohin auch das reine Wirtschaftsinteresse weist, indem sie die Machtansichten zunächst in der Sphäre der innern Thätigkeit, die schwächeren Seiten aber in der Wendung eines verhältnißmäßig noch unkonsolidirten Körpers nach Außen deutlich genug zeigt. In seinem volkswirtschaftlichen System ist Rußland auf bloße Erhaltung seiner Autonomie und wesentlich auf die Formen der Vertheidigung und der innern Machtausbildung angewiesen und ist noch sehr weit davon entfernt, aktiv auf dem Weltmarkte einzugreifen. Ueherlich dürfte es sich auch mit seinem gesammten Dasein in so weit verhalten, als eine aktive und dauernde Kraftübung in dem politischen System des europäischen Festlandes ernstlich, d. h. nicht bloß in sekundärer Weise zu bethätigen wäre. In diesen Punkten möchte es selbst sehr problematisch sein, ob in dieser Richtung nicht sogar die Defensive nach einer einmal eingeschlagenen Angriffs-politik die größten Schwierigkeiten bieten und grade einige volkswirtschaftliche Hauptnerven des kolossalen Körpers bloßstellen und isoliren dürfte. Dagegen würde sich eine äußere Aktion und sogar eine Art Kulturbetrieb noch am ehesten

nach Asien hin empfehlen, wo auch in der That volkswirtschaftliche Anknüpfungspunkte für die Uebung eines aktiven Einflusses gesucht worden sind. Eine weitere Verschiebung der Interessen nach dem Schwerpunkt der asiatischen und der orientalischen Angelegenheiten würde die meisten Chancen haben, und man kann die Abrechnung mit den wirtschaftlichen und sonstigen Kulturkräften Rußlands dahin formuliren, daß seine künftige Größe um so mehr gesichert sein wird, je mehr es sich dieser, seinem angestammten Asiatismus entsprechenden Aufgabe zuwendet und die fremden europäischen Interessen nur so weit im Auge behält, als sie dieser natürlichen Mission entgegenstehen.

Dr. Dühring.

Land und Leute, sowie die wirtschaftlichen Zustände in Elsaß und Lothringen. I. Wir stehen vor einer Entscheidung des Weltgerichtes. Das Richteramt ist dieses Mal der deutschen Nation übertragen, welche, obwohl selbst Partei, es ausüben wird mit verbundenen Augen. Die Waagschale wird sich senken zu ihren Gunsten. Und doch wird die Entscheidung dem Gegenpart gleichfalls zum Segen gereichen. Wir werden zurückfordern, was uns gehört, und dessen Besitz wir mit theurem Blute bezeugt haben; wir werden den Gegner erniedrigen und verkleinern. Und gerade das ist's, was ihm Noth thut, wenn jemals wieder von einem sittlichen Aufschwunge in diesem noch immer fähigen, aber seit Jahrhunderten mißleiteten und verderbten Volke die Rede sein soll.

Auch da, wo man uns unsere großen Siege am meisten nißgönnt, fängt man an zuzugestehen, daß uns gehört, was wir erobert, und daß wir berechtigt sind, davon so viel zu behalten, als uns frommt. Aber wie viel frommt uns? Mich dünkt, bei der Entscheidung dieser Frage ist der wirtschaftlichen Erwägung zwar wohl Raum zu gönnen, aber nur ein bescheidener Raum. Als man noch gewohnt war, jeden Staat als ein Wirtschaftsgebiet für sich zu betrachten, suchte, wer im gegebenen Falle die Grenzen eines Staates zu reguliren und zu bestimmen hatte, dabei auch jene thörichte Forderung der Selbstgenügsamkeit mit im Auge zu behalten; jedes zu einem Staate vereinigte Volksganze sollte möglichst auf dem ihm angewiesenen Gebiete alle natürlichen Bedingungen einer gedeihlichen wirtschaftlichen Existenz finden. Jetzt wissen wir, daß die ganze bewohnte Erde eine einzige große Wirtschaftsgemeinde bildet, und

daß innerhalb dieser großen Gemeinschaft die räumliche Arbeitsteilung Grenzen zieht, die jeder Menschenwillkür spotten. Vom wirtschaftlichen Standpunkte aus betrachtet wäre die beste Grenze zwischen zwei Staaten diejenige, welche von beiden Seiten am leichtesten zu überschreiten wäre. Die schlechteste Grenze wäre von diesem Standpunkte aus ein unüberschreitbares Gebirge, unergründliches und unüberbrückbares Sumpfgebiet, eine der Schifffahrt unzugängliche Meerenge. Am besten wäre es, die Grenze gerade da zu ziehen, wo sie am wenigsten zu scheiden scheint, durch die offene Ebene, mitten durch das Fahrwasser eines breiten, leicht fahrbaren Stromes, damit der Verkehr möglichst leicht und frei herüber und hinüber sich bewege und es den diesseits und jenseits Wohnenden immer augenscheinlich bleibe, daß sie wirtschaftlich betrachtet von einander genau so abhängig sind und genau so zu einander gehören, wie je von und zu ihren eignen Staatsgenossen.

Aber man würde uns Idealisten schelten, wenn wir rathen würden, die neue deutsche Westgrenze nur unter Berücksichtigung der in Betracht kommenden wirtschaftlichen Momente zu fixiren. Und mit Recht. Man würde uns entgegenhalten, daß die von jenem Gesichtspunkte aus gezogene Grenze nur so lange wirtschaftlich sei, als das friedliche Beieinanderleben daure, daß sie aber, wenn sie dem streitlustigen Nachbar bequeme Angriffspunkte biete, ihn zum Angriff reize, und dann die unwirtschaftlichste aller menschlichen Thätigkeiten, den Krieg, gewissermaßen provozire. Wie die Dinge zur Zeit noch liegen, müsse, wer den Frieden zu diktiren und eine Gebietsvergrößerung zu verlangen berechtigt sei, die Grenze so ziehen, daß dem kriegslustigen Nachbar die Lust zum Kriege möglichst verleidet, ein unverhoffter Angriff möglichst schwierig gemacht, daß seinen Heeren eine möglichst starke natürliche, und durch die Mittel der Kriegskunst leicht zu verstärkende Mauer entgegengesetzt werde. Sollen wirtschaftliche Gründe bei dieser Regulierungsarbeit mitsprechen, so können dies doch nur staatswirtschaftliche sein. So lange sich ein Staat vom andern noch durch Zollbarrieren abgrenzen zu müssen glaube, sei es natürlich, diese Zollschranken auf oder an die politische Grenze zu verlegen, und wer seine Staatsgrenze sich selbst bestimmen könne, werde allerdings dieselbe möglichst so fixiren, daß sie sich auch als eine bequem bewachbare Zollgrenze darstelle.

Eine so bequem bewachbare Zollgrenze bildet ohne Zweifel das Vorland eines nicht allzu stark kourpirten Höhenzugs. Der Höhenzug selbst der Wall für die Landes-Vertheidigung; jenseits diesesalles, möglichst in bequemer weiter Thalsole die Zoll- und also die Landesgrenze.

Kommen verschiedene Sprachgebiete in Betracht, wie in unserem jetzigen Falle, so wird es gerathen sein, die Sprachgrenze bei der Fixirung mit zu berücksichtigen; aber allein entscheiden kann dieses Moment so wenig wie das wirtschaftliche; Sprach-Inseln und Sprach-Vorgebirge zu schonen, wenn diese Schonung die Landesgrenze gegen einen rauflustigen Nachbar minder haltbar machen würde — das stünde einem Volke übel an, welches, frevelhaft angegriffen und ruhmvoll siegend, sich nur wieder fordert, was ihm von Gott und Rechts wegen gehört und welches noch dazu selbst eine so dauerhafte und Propaganda machende Sprache redet, wie die deutsche.

Historischen Erinnerungen, früherer langjähriger Trennung oder Zusammengehörigkeit, dem Zusammengehörigkeitsgefühl, soll — so hört man sagen — eine Stimme eingeräumt werden, wo es sich um die Regulirung der Grenzen handelt. Aber doch nur ebenfalls unter der Voraussetzung, daß eine solche Schonung das gute Recht des Eroberers illusorisch macht. Oder wie, wenn uns ein Gegner angriffe, dessen Grenzbevölkerung nie seit Menschengedenken in irgend einer politischen Verbindung mit uns gestanden hätte, und in keinem Theile durch irgend eine historische Erinnerung auf uns hingewiesen würde — sollten wir diesem Gegner die Strafe für seinen Angriff schenken um der Pietät vor der historischen Tradition willen? Sollten wir nicht auch einmal wieder selbst Geschichte machen dürfen, wie man sie so oft auf unsere Rechnung gemacht hat? Und dürfen wir uns nicht zutrauen, die durch Kriegsrecht uns angetrauten Fremden im Laufe der Zeit so innig mit uns zu verbinden, wie sie jetzt mit dem Feindeslande verbunden waren?

Zwei Rücksichten — denke ich — haben in allen Fällen, und so auch im unsrigen, wesentlich zu entscheiden: Der frevelhaft angegriffene Sieger nimmt dem Besiegten so viel Land, als mit Sicherheit und ohne zu große Opfer auf die Dauer behauptet werden kann, und, wenn er die Wahl hat, nimmt er sich nicht nur armes, kulturunfähiges, sondern auch blühendes, wohlhabendes Land und Volk, und er zieht die Grenze so, daß sie eine gute Ver-

theidigungsgrenze und, so lange es unvermeidlich scheint, daß die Völker sich die Produkte ihrer Arbeit 'gegenseitig durch Grenzzölle vertheuern, eine gute Zollgrenze bildet.

Von diesem Standpunkte aus wird man sich in unserem Falle nicht mehr und nicht minder als den französischen Theil des Rheingebietes ausbitten müssen. Und zu diesem Rheingebiet gehört all' das französische Land, welches seine Gewässer dem Rhein und durch diesen der Nordsee zusendet. Dieses Gebiet reicht nordwestlich bis Givet, folgt der Linie der Argonnen bis Langres, dann der Grenze des Departements Haute Saône bis zur Schweiz und trifft bei Basel auf badisches Gebiet. Ein kleines Stück vom Departement Ardennes, die gute (östliche) Hälfte des Departements Meuse, ein Streifen des Departements Haute Marne, die ganzen Departements Moselle, Meurthe, Vosges, Bas Rhin, Haut Rhin, also je ein kleines Stück der Provinzen Champagne und La Franche Comté, ferner ganz Lothringen bis auf einige westliche Grenzstücke und der ganze Elsaß wird nach jenen Rücksichten zu fordern sein. Das wäre ein Landstrich von ungefähr 530 geographischen Meilen und $2\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern, erheblich größer, aber mit nur wenig größerer Bevölkerung, als das Königreich Sachsen, erheblich kleiner, aber mit größerer Bevölkerung, als das vormalige Königreich Hannover, um etwa 176 Meilen größer, und mit einer um etwa $\frac{3}{4}$ Million stärkeren Bevölkerung, als das Königreich Württemberg. Das wäre ein Landstrich noch nicht ganz so groß wie ganz Elsaß und Lothringen, ein Landstrich, den wir, wenn die Bevölkerung, westlich des Wasgau, auch stark mit französischen Elementen gemischt, ja längs der Westgrenze ganz und rein französisch ist, wohl mit Sicherheit und auf die Dauer ohne zu große Opfer zu erhalten, ja gewiß insoweit noch nöthig zu germanisiren vermöchten. Die Grenze im Einzelnen so zu regeln, daß sie eine gute Vertheidigungs- und zugleich eine gute Zollgrenze wird — das wird unseren Staatsmännern gewiß gelingen, wenn auch das enge Thal der Maas, welches man westwärts kaum weit zu überschreiten geneigt sein wird, weniger wohl das Plateau von Langres, in dieser Beziehung dem Strategen wie dem Pölmner einige Schwierigkeiten bereiten mag*).

*) Die deutschen Publizisten, welche neuerdings über die Frage unserer Forderungen an Frankreich sich geäußert haben, z. B. v. Treitschke in seinem trefflichen Auf-

satz: „Was fordern wir von Frankreich?“ im XXVI. Bd., Sept.-Hefte, d. „N. Jahrb.“, A. d. Wagner in der vielfach lehrreichen Schrift: „Elsaß und Lothringen und ihre Wiedergewinnung für Deutschland“ (Leipzig, Duncker und Humblot), W. Menzel in der Schrift: „Elsaß und Lothringen sind und bleiben unser“ (Stuttgart, A. Kröner), stellen, der Letztere freilich ohne daß er seine desfallsige Meinung völlig klar ausspricht, viel mäßigere Forderungen auf und legen auf die Nationalitätengrenze das größte Gewicht. Bezüglich der Festungen Metz und Belfort statuiren sie Ausnahmen. Gene Schriften waren vor den Tagen von Sedan geschrieben, und in den ersten Tagen des Krieges dachte noch Niemand auch nur an die Forderung des Elsaß. Wenn Wagner Frankreich auf den Aussterbetat gesetzt sieht — wie denkt er sich den Vorgang der Erlangung der germanischen Suprematie, wenn dauernd unangefastet gelassen werden soll, was heute jenseits der Nationalitätengrenze liegt?

Nicht um des Kaisers Bart zwar würden wir streiten, wenn wir jetzt des Weiteren über diese Grenze diskutiren wollten; denn den Wiederbesitz dieses Landes hat uns theures Blut besiegelt, und, wenn unsere Heerführer und Staatsmänner nicht ihre Gründe haben, es zum Theil preis zu geben, wird es uns keine Macht der Erde wieder entreißen. Aber die Presse mag sich bescheiden, es vorerst bei den Gründen für den oben in flüchtigen Zügen angedeuteten Grenzzug bewenden zu lassen, anstatt ihn von Höhe zu Höhe, von Thurm zu Thurm abzukirfeln.

Und die Aufgabe dieser Zeilen ist es ja nur, in flüchtigen Umrissen zu schildern, wach' ein Land und wach' ein Volk ein zu wachsen würde, wenn der dritte Pariser Friede uns das französische Rheingebiet sicherte. — Das Land gehört zu dem westlichen Grenzgebiet des Mittelgebirgsgürtels von Central-Europa. Seine Gebirgszüge sind die Vogesen, das Plateau von Langres in seinen nördlichen Ausläufern, ferner der Ardennen- und Argonner-Wald. Das einzige Tiefland in dem ganzen Gebiete bildet die Rheinhalebene, das linke Rheinufer von Basel bis Lauterburg. Von den vier genannten Gebirgszügen haben nur die Ardennen, die sich bis auf 2500' erheben, und die Vogesen mit ihrem 4404' hohen Belchen (Ballon de Soultz) einigermaßen beträchtliche Erhebungen; die Argonnen und das Plateau von Langres sind nur Hügelketten, wenn auch mitunter mit steil abfallenden Thalwänden. Auf

satz: „Was fordern wir von Frankreich?“ im XXVI. Bd., Sept.-Hefte, d. „N. Jahrb.“, A. d. Wagner in der vielfach lehrreichen Schrift: „Elsaß und Lothringen und ihre Wiedergewinnung für Deutschland“ (Leipzig, Duncker und Humblot), W. Menzel in der Schrift: „Elsaß und Lothringen sind und bleiben unser“ (Stuttgart, A. Kröner), stellen, der Letztere freilich ohne daß er seine desfallsige Meinung völlig klar ausspricht, viel mäßigere Forderungen auf und legen auf die Nationalitätengrenze das größte Gewicht. Bezüglich der Festungen Metz und Belfort statuiren sie Ausnahmen. Gene Schriften waren vor den Tagen von Sedan geschrieben, und in den ersten Tagen des Krieges dachte noch Niemand auch nur an die Forderung des Elsaß. Wenn Wagner Frankreich auf den Aussterbetat gesetzt sieht — wie denkt er sich den Vorgang der Erlangung der germanischen Suprematie, wenn dauernd unangefastet gelassen werden soll, was heute jenseits der Nationalitätengrenze liegt?

Bequem allerdings ist eine zugehörige Grenzbevölkerung fremder Nationalität nicht; aber die Bequemlichkeit ist auch nicht das Privilegium eines großen Staatswesens. Und einen noch leidlich gefundenen französischen Bevölkerungstheil durch Herübernahme vor der inneren Fäulniß retten, der das französische Staatswesen verfallen ist — das ist auch eine Mission.

dem Plateau von Langres liegt die zweithöchstgelegene Stadt von Frankreich, eben Langres.

Das Material des Landes besteht zu etwa einem Fünftel (Rheinthal ebene) aus Diluvium, Alluvium und Tertiargebilden, zu zwei Fünfteln (Maas- und Moselgebiet) aus Jurakalk und Liasgestein, zu einem Zehntel (oberes Saar- und Moselgebiet, Gebiet der Meurthe) aus Keuper, Muschelfalk und Buntsandstein; in etwa einem Zehntel des Landes treten Granit, Glimmer, Gneis, Rothtobliegendes zu Tage. Das Saarkohlenbecken reicht nicht bis in unser Gebiet herein, und überhaupt findet sich dasselbst nur in ganz beschränktem Umfange Kohlenformation.

Das Land gehört zu den bestbewaldeten Theilen Frankreichs, und zwar zeigen sich nicht nur auf den Höhen, sondern auch in vielen Thälern und in der Rheinthal ebene noch ausgedehnte und geschlossene Wäldungen. So z. B. dehnt sich der Hagenauer Wald über eine Fläche von vielen QM. aus. Mit diesem Waldreichtum steht der große Reichtum des Landes an fließenden Gewässern in Verbindung. Die Vogesen entsenden dem Rheine unmittelbar den Illfluß mit seinen unzähligen Nebengewässern, dann die Zorn, die Moder, die Sauer und Lauter; ostwärts führen sie ihm durch Vermittlung der Mosel die Saar, den Niedbach, die Seille und die Meurthe zu; die Mosel empfängt außerdem von den Ardennen und die Maas von den Ardennen und Argonnen reiche und glücklich über die ganzen Flußgebiete vertheilte Zuflüsse.

Die Landschaft Elsaß wird durch die Vogesen von Lothringen geschieden. Das Gebirge, bis zu den Gipfeln mit Ackererde versehen, hat eine reiche Vegetation an den Abhängen; es wechseln üppige Wälder mit Weinbergen, Weiden und Feldern. Die Ebene ist reich bevölkert, hat zahlreiche Städte und trefflich angebautes Kulturland; es gibt wenig bessere Landschaften im ganzen Rheingebiet, namentlich auch wenig bevölkertere. Denn im Elsaß wohnen auf der QM. 6929 Einwohner.

Die landschaftlichen Reize des Elsaß brauchen wir nicht zu schildern. Wenigstens aus der Ferne hat Jeder mit Entzücken die duftigen, tausendfach abwechselnden Höhenzüge der Vogesen und wie sie allmählig ihren Fuß in das mit dem schönsten Städte-, Wiesen-, Feld- und Waldschmuck gezierte Rheinthal setzen beobachtet, der die verkehrreichere rechtsrheinische Straße der Schweiz zuführt.

Die Landschaft Lothringen gehört zu den geeignetsten Theilen des nördlichen Frankreich. Sie bildet eine im Ganzen nach Nordnordwesten geneigte Hochebene, 7—800' hoch, auf welcher im Westen der Ardenner- und Argonnerwald, im Süden das Sichelgebirge (Plateau von Langres mit östlicher Fortsetzung) stehen, und die von der Maas und Mosel und deren Nebenflüssen bewässert wird. Die hier und da mit steilen Wänden aufsteigenden und dann sich weit ausbreitenden Bergflanken begrenzen theils enge, eingefurchte Thäler, theils breite, fruchtbare und schöne Mulden. Die Argonnen sind im Ganzen ein breites, dichtbewaldetes, rauhes und sumpfiges Plateau mit drei Höhenzügen, von denen der westlichste der höchste ist.

Die Provinz ist reich an den schönsten Landschaften; der Boden ist meist bergig; an ausgedehnten Ebenen fehlt es fast ganz; aber fruchtbares Land findet man außer auf den höchsten Plateaus fast überall. Wald- und Wasserreichtum und der Schutz, welchen die Gebirge von Osten und Westen her bieten, befördern den Landbau, der in den Thälern, Thalmulden und an den sanfteren Berghängen die mannigfachen Produkte in üppiger Fülle erzeugt. —

„Man kann“ — sagt ein, wie es scheint, genauer Kenner von Land und Leuten in einem hübschen Aufsatz der „Weizer Zeitung“ Nr. 8418 und 8419, betitelt: „Aus deutsch-französischen Grenzlanden“ — „man kann das ganze Elsaß von Norden nach Süden durchwandern, und wenn man sich nur von den großen Städten, von den Eisenbahnen mit ihrem Beamtenpersonal, überhaupt von der offiziellen Welt, fernhält, dabei ganz hübsch in der angenehmen Täuschung leben, als sei man auf echt deutschem Boden. Die französische Sprachgrenze greift, wie in diesen Blättern bereits ausführlich erörtert wurde (S. 427), nur an wenigen Stellen ins Elsaß herüber, und die Zahl der Deutschen beträgt dort über eine Million. Viel geringer ist dagegen das deutsche Element in Lothringen vertreten. Wenn man nun auch wohl mit Recht annehmen kann, daß die Bewohner des deutschen Sprachgebietes mit der geringen Ausnahme der unlängst hierher versetzten Beamten und aus dem eigentlichen Frankreich Eingewanderten der deutschen Sprache mächtig sind, so ist damit doch noch nicht gesagt, daß sie sich denselben auch stets als Umgangssprache bedienen. Von denjenigen, die sich zur guten Gesellschaft rechnen, „versündigen sich“, um mit den Worten eines

Elsässers zu reden, leider gar viele „gegen die eigene Natur“, indem sie ihre deutsche Sprache verleugnen, und die Regierung bedient sich natürlich des Französischen ganz ausschließlich. Nur wenn es darauf ankommt, daß der Inhalt eines Dekretes möglichst allgemein bekannt werde, wird der französischen Abfassung eine deutsche Uebersetzung beigelegt, wie man denn beim Plebisit im ganzen Elsaß die Proklamationen des Kaisers französisch und deutsch öffentlich angeschlagen lesen konnte. So erscheint auch die große Mehrzahl der im Elsaß gedruckten Zeitungen in französischer und deutscher Sprache; doch ist mir nie eine zu Handen gekommen, die ursprünglich in der letzteren abgefaßt gewesen wäre; das Französische wird stets ins Deutsche übertragen, wobei dieses dann, vom sprachlichen Standpunkte aus betrachtet, oft schlecht genug wegfommt“.

Man hat nie mehr Anlaß, vorsichtig zu sein, als wenn man sich über den Charakter einer ganzen Bevölkerung ausspricht. Der wahre Charakter eines Volkes zeigt sich erst in großer, bewegter Zeit; große und bewegte Zeiten aber kommen selten, und, wenn ihre Eindrücke uns erfüllen, fehlt uns meist die Ruhe und Klarheit zur Beobachtung. Unsere Volksgenossen und Nachbarn da drüben jenseits des Rheines haben wir lange nicht als Träger großer Ideen und als Mitvollender großer Thaten beobachtet können. Zur Zeit sind sie Patienten und solche zwar der unleidlichsten Art. Man kann sagen, auch im Dulden erweise sich die Volksart deutlich. Aber — wer hat beobachtet, wie sie da drüben dulden? Verbergen sie, in der Unsicherheit ihrer Lage, nicht geflüffentlich gerade jetzt ihr tiefstes Innere vor uns, vor aller Welt? Sonderlich hingezogen fühlen wir uns zu dem Elsässer, von dem uns nur eine Straße trennt, die keine Grenze ist, seit lange nicht, und der Lothringer ist uns seit lange ebenso gleichgültig gewesen wie der Bewohner der Île de France oder der französischen Niederlande. Wenn wir jetzt beiden näher kommen, werden wir beide, Elsässer und Lothringer, nicht eben sofort von ihrer besten Seite kennen lernen. Sie werden sich uns, wie während des Krieges so nach dem Frieden, in sehr unliebenswürdiger Stimmung zeigen. Gewiß auch hat sich das französische Regime, obwohl es ihm besonders gewogen schien, schwer an diesem deutschen Volke versündigt. Es wird Jahrzehnte währen, ehe der Geist der Mige und überhaupt die sittliche Verderbtheit, welche das

moderne Franzosenthum kennzeichnen, und natürlich auch diesem Volke einregiert sind, jener höheren und würdigeren Lebensanschauung Platz machen, welche die rechtsrheinischen Nachbarn sich durch alle politische und kirchliche Misere der vergangenen Jahrhunderte hindurch gerettet haben. Es wird auch lange währen, bis diejenigen Gebrechen sich verwischen, welche zur Zeit noch dem Elsaß, als einem seit der französischen Revolution von vielen diesseitigen Mithelfigen und Beladenen und auch von vielen deutschen Bagnabunden zum Aufenthalt auserkorenen Grenzlande, anhaften.

Aber es ist doch nicht daran zu zweifeln, daß, wenn die Elsässer und Lothringer sich unter dem Schirme des deutschen Reiches sicher und geschüßt, frei und geachtet fühlen, auch ihre Volkstugenden wieder voll und frei zur Geltung kommen werden, die ihnen, namentlich den Lothringern, niemals ganz verloren gegangen sind. Der Niederelsässer gleicht ursprünglich in Sitte und Volksart dem Pfälzer wie ein Bruder dem anderen. Tugenden und Unarten sind ursprünglich beiden gemeinsam. Die gleiche behende Arbeitslust, die gleiche Unbeugbarkeit und Fähigkeit der Körperkraft, dieselbe Agilität des Geistes hier wie dort; hier wie dort aber auch die gleiche Lust am Geschrei, die gleiche Prahlerei, die gleiche Selbstsucht. Der Oberelsässer hat, insoweit sie nicht mit französischem Wesen versetzt sind, die Tugenden und Schwächen des Alemannen. Seine Tugenden treten nirgends schöner zu Tage, als da, wo sie durch freireichstädtische Tradition geschüßt und entwickelt wurden. Auf Müllhausen und Umgegend richten sich nicht umsonst die Blicke aller Derer, welche nach Zeugnissen der Leistungsfähigkeit edlen bürgerlichen Gemeingeistes und jener verständigen Opferbereitschaft suchen, welche das Ewige nie über dem Zeitlichen vergißt.

Ueber die Volksart des Lothringers ist uns wenig bekannt. Er gilt für treuer und zuverlässiger, aber auch minder beweglich als der Pfälzer; in Paris hält man große Stücke auf ihn; namentlich schätzte man seine Soldatentugenden. Und ein Gewinn ist es, daß man es hier nicht mit jenem Zwitterthum zu thun hat, welches im Elsaß die Seele Derer vergiftete, welche ihr Deutschthum zu verleugnen trachteten, und mit gefälschtem Namen, mit erzwungenem Neupatriotismus, mit aufgepfropfter französischer Tournüre doch nicht ächte Franzosen werden konnten. Minder centralistisch, mehr den Grundsätzen der Selbstverwaltung in Kreis und Gemeinde huldigend

als jede französische Regierung seit Jahrhunderten, wird die deutsche Staatsgewalt auch den französischen Lothringer nicht zum Treubruch zwingen, sondern allmählig und unvermerkt was noch deutsch ist in ihm verwerthen und ihm hier seine Heimath geben. Denn das ist die Kraft, welche das Deutschtum schon oft an widerwilligen Bezwingenen geübt hat. Dieser Macht wird auch der Lothringer nicht widerstehen und seine stille Wandlung wird ihm nicht zum Schaden gereichen.

Wenn der französische Unterrichtsminister, wie so oft in den letzten Jahrzehnten geschehen, sich mit den Fortschritten der Schulbildung in Frankreich brüstete — diese immerhin freilich äußerst dürftigen Fortschritte haben in den ehemals deutschen Provinzen ihren Herd und Ausgangspunkt.

In den graphischen Darstellungen, wo man die Departements, welche die größte Zahl Geschulter aufweisen, weiß läßt und die anderen stufenweise dunkler schraffirt, erscheint, mit wenigen Ausnahmen, hell nur der Deutsche und von germanischem Einfluß berührte Norden und Nordwesten. Jene Durchschnittszahl von 64 unterrichteten (instruits) männlichen und 52 unterrichteten weiblichen Personen im Alter von über 7 Jahren, welche nach einer im laufenden Jahre zu Havre erschienenen Abhandlung („Voen en aveur de l'inscription dans les lois françaises

du caractère obligatoire de l'instruction primaire, émis par la ligue de l'enseignement⁴⁵⁾ Frankreich im Jahre 1866 unter 100 Einwohnern im Alter von über 7 Jahren aufzuweisen hatte, würde ganz beträchtlich herunter sinken, wenn jene Landestheile nicht einigermaßen die Ehre des Landes retteten. Es finden sich in den folgenden kästförmigen und lothringischen Departements unter

100 Einwohnern männl. Geschl.	weibl. Geschl.	
	im Alter von über 7 Jahren solche, die schreiben können:	
im Depart. Bas Rhin . . .	94	93
= = Haut Rhin . . .	84	82
= = Moselle . . .	80	65
= = Meuse . . .	89	80
= = Meurthe . . .	89	79
= = Vosges . . .	88	79

Also, wenn uns das Recht der Eroberung das Elsaß und Lothringen sichert, werden wir zwei Provinzen gewinnen, welche, wenn sie auch der Segnungen des deutschen Schulunterrichtes noch gar sehr bedürfen, doch zu den geistig fortgeschrittensten von ganz Frankreich gehören.

Manche andere Morgengabe wird diese Provinzen mehr versöhnen helfen, wird sie fürs Erste mehr bestechen als die deutsche Schulzucht; aber kaum eine andere wird uns zugleich eine bessere Bürgschaft geben für die Dauer der eingegangenen Verbindung.

A. Emminghaus.

A k r o l o g .

Kreuhberg, Karl Joseph, bekannt als statistischer, gewerblicher und nationalökonomischer Schriftsteller, 1849

Mitglied des Frankfurter Parlaments, † am 25. Oktober in Prag.

P a n d w i r t h s c h a f t .

Die Düngerfrage. II. Zweifelsohne ist daher der Humus in der Summe seiner Wirkungen für den Landwirth der erwünschteste Bodenbestandtheil, dessen nützliche Eigenschaften zwar durch Spezialmittel ersetzt werden können, deren Anwendung aber einestheils sehr kostspielig und andererseits in der Sicherheit die Wirkung sehr unzuverlässig wäre, zum mindesten große Umsicht und stete Beobachtung erforderte und doch niemals die Resultate bringen würde, welche die Zumischung von Humus im Boden von selbst uns gibt. Wir haben gelernt, daß man Pflanzen zu normaler Entwicklung ohne Boden bringen, daß man sogar befriedigende Ernten auf humus-

losen Feldern zu erzeugen vermag, daß aber zu lohnender Kultur im Großen der Humus unerfeglich und unentbehrlich ist. Wir sind aber davon zurückgekommen, den Humus als die allein werthvolle Substanz zu erkennen, davon, nach dem Gehalte daran den Werth, respektive Preis, des Bodens taxiren zu wollen, und noch mehr davon, ihn als direktes Nahrungsmittel der Pflanzen, geschweige denn als das alleinige zu betrachten. Wir halten ihn aber trotzdem in nicht minderem Grade, wie die Thaer'sche Schule, in Ehren und suchen jedem Pächter begreiflich zu machen, daß er den größten Schaden sich selbst zufügt, wenn er den Humus

im Boden und damit das, was der Landwirth Aergahre nennt, schwinden läßt. Die eigene Einsicht, nicht Vorsicht oder Erschwerung im Geschäftsbetrieb muß den Verpächter schützen nach dieser Richtung hin.

Der Stalldünger kommt damit wieder zu gleichen Ehren; man ist jetzt vollständig darüber einig, daß er den Feldern nicht Alles, was die Ernten diesen entzogen, wiedergibt, daß er aber nur solche Stoffe enthält, welche im Boden (und in der Luft) enthalten waren; die Bestandtheile der Streu bleiben sämmtlich im Stalldünger, von ihnen geht, gute Aufbewahrung vorausgesetzt, nichts verloren. Anders verhält es sich mit dem Futter; nur bei ausgewachsenen Thieren, z. B. Mastvieh auf der Weide, kann man darauf rechnen, daß alle Bodenbestandtheile wieder durch die Exkremte zum Boden kommen; bei noch wachsenden Thieren, bei solchen, welche wir nur um der Nutzungen willen halten, und bei solchen, welche uns nur zur Arbeit dienen, kann der Dünger nicht Alles enthalten, was das Futter dem Boden entzogen hatte, und unter allen Umständen findet man in demselben diejenigen Bodenbestandtheile nicht wieder, welche mit den Produkten zu Markt gebracht wurden.

Die Lehre von der Statik gewinnt damit ganz andere Gesichtspunkte; sie kann sich nicht mehr nur um den Humus drehen, sie muß in nicht minderem Grade die Mineralstoffe ins Auge fassen. Der Humus und Stallmist sind für uns unerseßlich um der physikalischen Bodenzustände willen, nicht minder aber ist der Ersatz der dem Stallmiste fehlenden Mineralstoffe, wenn es gelten soll, die Felder dauernd in Kraft zu erhalten, für uns ein Gebot. Darüber ist man einig, noch nicht aber vollständig in Bezug auf das, was der Landwirth zur Ergänzung dessen, was ihm die gütige Natur an Ersatz spendet, zu thun hat.

Handelte es sich bloß um die Ernährungsfrage an sich, nicht auch um die Korrektur der Bodenzustände und nicht um Massenproduktion, so ist einleuchtend, daß man um die Zufuhr der organischen Nährstoffe (Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff), da die Atmosphäre diese in unerschöpflicher Menge liefert, sich nicht zu kümmern brauchte. Es gilt aber, sich das Maximum derselben in der gegebenen Vegetationszeit anzueignen, und das kann nach allen unseren Erfahrungen nur dann ermöglicht werden, wenn — der Boden sich im richtigen Zustande der Aergahre befindet und mit allen erforderlichen Mineralstoffen in richtiger Menge, Mischung

und Assimilationsfähigkeit versehen ist. In letzterer Beziehung kann durch direkte Zufuhr geeigneter Materialien das Gewünschte erzielt werden, oft genug aber auch schon durch verbesserte Bearbeitung, respektive Aufschließung des Bodenbestandes. In jener Beziehung sichert nur ein entsprechender Vorrath von Humus (Stallmist) das Maximum des Erfolges, zumal mit Rücksicht auf die Rentabilitätsfrage. Zweifels- ohne kann unter günstigen Verhältnissen auch ohne Stalldünger (Kloakendünger oder dergleichen) dauernde Fruchtbarkeit bei reichlicher Zufuhr von Mineralstoffen und vorzüglicher Bodenbearbeitung erzielt werden, nicht aber oder höchstens in sehr seltenen Ausnahmefällen ohne Humus im Boden, und besonders dann nicht, wenn tiefwurzelnde Pflanzen in größerer Menge gebaut werden. Will man ohne Stalldünger wirthschaften, so muß durch die fleißige Einschaltung von Gründüngungspflanzen zwischen Ernte und Saat zweier sich folgender Früchte und durch reichlichen Anbau blattreicher Pflanzen der Humus beschafft und durch Zumischen hygroscopischer Substanzen, unangesehete Lockerhaltung (Drillkultur mit Behacken), durch die öftere Anwendung des Prinzips der flüssigen Düngung in kleineren Gaben und dergleichen Mittel mehr, welche alle möglichst zusammenwirken müssen, die unerläßliche Aergahre zu erhalten gesucht werden. An Beispielen gelungener, selbst auf die Dauer sich bewährt habender Bewirthschaften größerer Flächen mit Ausschluß von Stalldünger und ähnlichen Düngstoffen fehlt es gerade nicht, sie bilden aber immer nur die sehr seltenen Ausnahmen, so daß sie hier füglich fernerhin außer Acht bleiben können und die folgenden Betrachtungen nur von Stalldüngewirthschaften ausgehen dürfen. Rathen doch zudem auch unsere heutigen Marktverhältnisse eher zur Vermehrung, wie zur Verminderung der Viehhaltung.

Hinsichtlich der Mittel und Wege, mittelst welchen die erforderlichen Mineralstoffe beschafft werden sollen, sei zuvor erwähnt, daß sie je nach lokalen Verhältnissen sehr verschieden sein müssen; Regeln für Alle können nie gegeben werden; immer wird der einzelne Landwirth das für ihn Beste sich durch eigene Beobachtungen und Erfahrungen selber suchen müssen und finden können.

Walz und Andere glaubten, daß die fortschreitende Verwitterung des Bodens die fehlenden Mineralstoffe reichlichst liefern würde; auf einem an sich reichen, durch die Kultur noch

nicht erschöpften Boden kann das allerdings der Fall sein, zumal dann, wenn durch fleißige Bearbeitung, passende Fruchtfolge und starke Düngungen mit Stallmist und dergl. der Verwitterungsprozeß des Boden bestandes beschleunigt wird. Es ist aber einleuchtend, daß selbst hier der Zustand der Erschöpfung für die Schichten, aus welchen unsere Pflanzen ihre Nahrung zu holen gezwungen sind, endlich einmal eintreten muß; am ehesten für die tieferen Schichten; außerdem wird sich am frühesten der Mangel an denjenigen Stoffen fühlbar machen, welche im Boden an und für sich nur in geringerer Menge vorhanden sind oder sich hier in Verbindungen finden, aus welchen die Pflanze sie sich nur in geringer Menge aneignen kann (Phosphorsäure, Kali, in sehr vielen Fällen auch Kalk).

Anderer haben sodann auf die Wiesen (Weiden) als völlig genügende Lieferanten von Mineralstoffen für die Felder verwiesen. Ohne Zweifel kann durch Wiesenheu bei seiner Verfütterung an die Thiere voller Ersatz für die Mineralstoffe, welche mittelst der Körner und anderer Produkte auf dem Markte verkauft werden, gegeben sein, gerade so, wie man einen Acker dauernd in Fruchtbarkeit erhalten kann, wenn man ihm alljährlich die Produkte eines anderen, entsprechend großen, Ackers, sei es direkt oder indirekt in Form von damit gewonnenem Dünger einverleibt. Ohne Zweifel muß aber dann die Wiese (der andere Acker) auf irgend einem Wege Ersatz erhalten.

Niemand wird dem Landwirth rathen, Dünger zu kaufen, wenn die Natur für die Wiese ausgiebig sorgt. Vincent glaubt, daß das durch bloße Bewässerung geschehen könne, und erklärt sich mit der Devise „nur Wasser genug“ gegen die Düngung der Wiesen. Niemals ist einseitiger und leichtfertiger geurtheilt worden. Vincent folgerte nämlich aus einigen vorhandenen Analysen des Nieselwassers, daß in demselben hinreichende Mengen von Mineralstoffen vorhanden seien, um Ersatz für die gewünschten Ernten zu geben. Abgesehen davon, daß in weitaus den meisten Gewässern nicht alle erforderlichen Nährstoffe überhaupt, geschweige denn alle in genügender Menge vorhanden sind, hat Vincent noch nicht den mindesten Beweis dafür zu erbringen vermocht, daß aus dem Vorhandenen in der kurzen Vegetationsperiode der Grasswuchs sich die erforderlichen Quantitäten auch wirklich anzueignen vermag. Man müßte zu dem Zwecke das Nieselwasser vor und nach dem Ueberfluthen einer größeren Wiesen-

fläche genau untersuchen, um über die bei dem Durchfließen absorbirten Nährstoffmengen ein klares Bild zu gewinnen. Sicher ist, daß es große Wiesenfluren gibt, auf welchen alljährlich ohne Zuthun des Menschen reiche Heuerten gewonnen werden, sicher, daß noch in sehr vielen Fällen Gleiches erzielt werden könnte, wenn man das Wasser mit seinen Schätzen nicht nutzlos vorbeifließen lassen wollte, ebenso sicher aber auch, daß man in England durch rationelle Düngung der Wiesen schon bis über 100 Centner Heu pro Morgen geerntet hat und alljährlich erntet, während bei uns 25 Ctr. als hoher Ertrag gilt und im nördlichen und mittleren Deutschland der Durchschnittsertrag nicht über 15—18 Ctr. kommt. Es ist selbstverständlich, daß für Viele die Beschaffung der fehlenden Mineralstoffe mittelst der Kreuzung der Wiesen weit vortheilhafter sich gestalten kann, wie die auf dem Wege des Erwerbs in Düngersfabrikaten; mit Recht empfahl Fraas in „Die Ackerbankreife und ihre Heilmittel“ die Nutzbarmachung der Mineralstoffe in unseren Gewässern, das System der künstlichen Alluvionen, womit nicht nur die im Wasser gelösten, sondern auch die schwebenden Stoffe der Wiese zugeführt werden. Regel kann jedoch dieses Verfahren nicht für Alle werden und für die Mehrzahl wird es nicht genügen. Unter allen Umständen aber gibt jede Wiese von halbwegs geeigneter Beschaffenheit ein sehr geeignetes Grundstück ab, um mittelst Wässerung und Düngung für die Wirthschaft Futter und Mineralstoffe zu produziren, und für sehr viele wird man damit in Summa der zu erlangenden Vortheile bessere Erfolge wie bei der direkten Verwendung des Düngers auf den Feldern auch für diese erzielen. Unter diesen Bewässerungen kann auch heutigen Tages noch von einer Vertheuerung der Wirthschaft durch Wiesen und Futterfelder gesprochen werden, in jeder anderen Auffassung ist es eine Verleumdung, das Wiesenprodukt als bloßes Geschenk aufzufassen. (Stöckhardt, Wolff, Heiden u.) Wir wissen jetzt zur Genüge, daß an sich keine Pflanze den Boden zu bereichern vermag, wenn nicht ihr gesamntes Produkt dem Felde wieder einverleibt wird; wir wissen ferner, daß gerade durch Futterfelder mehr Mineralstoffe dem Boden entzogen werden, wie durch Getreide, welches die älteren Landwirth allein, oder doch vorzugsweise für erschöpfend ansahen. Ihr Urtheil fußte auch hier wieder auf an sich nicht unrichtigen Beobachtungen; nur in der Erklärung

derselben waren sie im Fruthum. Beim Getreide vertrocknen die ohnedies wenigen und schmalen Blätter sehr frühzeitig, Sonne und Wind finden leicht Zugang, der Boden vertrocknet und erhärtet, verunkrautet und der Humus oder Mist in der Krume wird zum Theil nutzlos im langsamen Verbrennungsprozeß verzehrt; daraus erklärt es sich, daß eine nachfolgende Frucht ziemlich ungünstige Wachstumsbedingungen findet, und deshalb nannte man das Getreide eine erschöpfende Frucht. Umgekehrt bei futter- und blattreichen Pflanzen überhaupt (analog bei grün abgemähmten Getreide). Unter dem dichten Blattwuchs bleibt der Boden frisch und mürbe, es vollzieht sich der Prozeß der Aergahre, der Humus und die Mistreste im Boden wandeln sich im erwünschten Sinne um, und die beim späteren Umackern in der Krume untergebrachten Wurzelreste, in welchen zum Theil die aus dem Untergrunde gesammelten Nährstoffe enthalten sind, tragen das Ihrige dazu bei, die obere Bodenschicht zu verbessern (hier in der That bereichernd); in Summa findet eine nachfolgende Frucht vorzügliche Wachstumsbedingungen, trotzdem die vorausgegangene Blattfrucht große Mengen von Mineralstoffen entzogen hatte. Soll jedoch diese Wirkung im gewünschten Grade stattfinden, so muß die Blattfrucht sehr dicht gewachsen sein, daher jetzt immer mehr die dichte Saat und — ganz entgegengesetzt dem früheren Verfahren — starkes Düngen der Blattfrucht zur Regel wird. Auch hier zeigt sich wieder, daß zumal die künstlichen Düngmittel durch den Futterbau oft weit lohnendere Verwendung finden können, wie durch das Getreide selbst, und daß dabei trotzdem auch diesem die besten Wachstumsbedingungen gesichert bleiben. Früher brachte man meistens den Klee in die abgetragenen Schläge, weil man glaubte, daß derselbe dem Boden nicht allein keine eigentlichen Nährstoffe entziehe, sondern ihn sogar noch reichere. Magere Futterfelder und in Folge dessen auch geringe Getreideernten waren die Folge dieses Systems. Vereinzelt hört man auch jetzt noch Anklänge an jene früheren Anschauungen, von Solchen nämlich, welche die allerdings oft wunderbar scheinenden Wirkungen der Gründüngung mit Lupinen auf sehr armen Sandfeldern zu beobachten Gelegenheit haben und über den Ernährungsprozeß der Pflanzen noch nicht völlig im Klaren sind. Es gibt nämlich Sandfelder genug, auf welchen befriedigende Getreideernten nur mit Hülfe von vorher ange säten und dann untergeackerten Lupinen zu gedeihen ver-

mögen. Man glaubte nun daraus folgern zu müssen, daß zum mindesten die Lupine eine bereichernde, des Düngers nicht bedürftende Pflanze sei, zumal selbst auf längere Zeit das System: Lupinengründünger und Roggen in ununterbrochenem Wechsel auf sehr armen Boden sich bewährte, ja oft sogar der Boden bei diesem ausgesprochenen Raubbau sich merklich in seinen gesammten Zuständen verbesserte. Warnungen gegen diese Art der Feldbestellung wurden nicht beachtet, und doch liegt auf der Hand, daß sie mit der Zeit zu völliger Erschöpfung führen muß. Die Lupine hat nämlich die Fähigkeit mittelst ihrer starken, weit und tief gehenden Wurzeln bei sehr reicher Blattfülle die im armen Boden sparsam vertheilte Nahrung zu finden und zu assimiliren und zugleich aus Luft, Wasser und Untergrund wichtige Nährstoffe zu sammeln; wird das fertige Ernteprodukt nunmehr untergeackert, so sind die vorher zerstreut gewesenen und für Getreidepflanzen nicht assimilirbaren Nährstoffe in konzentrierter Form in der Krume vertheilt und bilden nun hier im langsamen Verwesungsprozeß eine für Getreide zugängliche, passende Nahrung. Es findet also eine Krumenverbesserung allerdings statt; wenn aber die nachfolgende Roggenernte dem Felde entzogen wird, so ist dasselbe um die in der Ernte enthaltenen Nährstoffe ärmer geworden, und wenn dieser Prozeß öfters wiederholt wird, so muß einft die Zeit kommen, in welcher auch die Lupine nichts mehr zu finden vermag und das Feld für die landwirthschaftliche Kultur überhaupt verloren ist. Wird aber im Maße der entzogenen Ernten Ersatz gegeben, dann wird mit Hülfe der Lupine eine stetig fortschreitende Verbesserung erzielt und schließlich, zumal wenn in stärkerem Grade gedüngt wird, die Hülfe der Lupine vielleicht ganz entbehrt werden können.

Die statischen Fragen überhaupt sind also diejenigen, über welche noch die weitgehendste Differenz der Ansichten sich findet und immer finden wird, weil die Verhältnisse zu verschiedenartig sind. Auf sehr reichem Boden kann eine Wirthschaft mit bloßer Verwendung selbst erzeugter Düngmittel lange Zeit gut gedeihen; Düngerzukauf wäre hier Thorheit.

Außerdem kann man aber auch einen Betrieb unter minder günstigen Verhältnissen ähnlich organisiren, wenn nämlich die wesentlichen Mineralstoffe nicht ausgeführt oder in anderer Form wieder eingeführt werden. In dieser Lage befinden sich die Landwirthe mit Zuckerrüben oder Brennereien im Großen. Ihre Ausfuhr

beschränkt sich fast ausschließlich auf Zucker oder Spiritus und Mastvieh, welches in schon ausgewachsenem Zustande von auswärts gekauft wurde. In jenen Produkten wird nur Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff ausgeführt, alle anderen Bestandtheile der geernteten und zugekauften Rüben oder Kartoffeln verbleiben der Wirthschaft. Im Mastvieh aber wird auch nichts Wesentliches entführt, während die für dasselbe in großen Mengen zugekauften Dellsuchen, Kleien oder dergl. Futterstoffe eine so wesentliche Einfuhr repräsentiren, daß sogar Körner oder Rückstände aus der Fabrik in beträchtlichem Grade ausgeführt werden dürfen. Wenn wir trotzdem sehen, daß gerade in solchen Wirthschaften am allermeisten Gebrauch von Handelsdünger aller Art gemacht wird, so hat man den besten Beweis dafür, daß der von F. v. Liebig ausgesprochene Satz: eine Wirthschaft soll nachhaltig nur die Bestandtheile der Atmosphäre ausführen, die Mineralstoffe aber im Maße der Ausfuhr wieder in anderer Form zurückkaufen, wenn sie im Gleichgewicht bleiben will, und ein Mehr davon verwenden, wenn es sich um Steigerung der Fruchtbarkeit handelt — im Großen und Ganzen völlig zutreffend ist, mögen auch noch so viele Ausnahmen von dieser Regel sich geltend machen können.

Nach unseren, schon im Jahre 1863 gegebenen Berechnungen (s. Birnbaum, „Lehrbuch der Landwirthschaft“, Bd. III) wird für alle diejenigen Wirthschaften, welche, wie es vordem hieß, Körnerbau, Futterbau, Viehhaltung und Düngergewinn im gerechten Verhältnisse betreiben, durch jährliche Verwendung von 4 Thlr. für Düngerzukauf pro Hektare Gesamtareal (Feld und Wiese) der Gleichgewichtszustand vollkommen erlangt, und unser Rath war, so zu verfahren, unbekümmert um das, was die gütige Natur sonst noch etwa spenden mag. Wir haben schon damals empfohlen, im Voraus nach Maßgabe der gehofften Ernten den Ersatz sich zu berechnen und voll zu geben, ein Gedanke, welcher vielfach bekämpft wurde, in jüngster Zeit jedoch wieder neu aufgenommen ist (s. Graf v. Seilen, „Die Pflanzenernährungslehre mit Einschluß der Dünger- und Ersatzlehre“). Nach vorliegenden Beurtheilungen scheint er jetzt beifällig aufgenommen zu werden.

Wir haben damals empfohlen, zu den Berechnungen Durchschnittsanalysen zu Grunde zu legen, und versucht, solche zu geben. Wollf brachte sie später in „Die mittlere Zusammensetzung der Ache der Gewächse“ in vermehrter

und verbesserter Form, und seitdem bilden sie ein stehendes Kapitel in landwirthschaftlichen Kalendern. Von Anderen sind Düngetafeln erschienen, in welchen in graphischer Darstellung die durchschnittliche Erschöpfung dargestellt wird. Wir wußten wohl, daß derartige Berechnungen nur ungefähren Anhalt sein sollten, ebenso wie ja auch die tabellarischen Analysen der Futterstoffe und die daraus gefolgerten Fütterungsnormen nichts weiter sein können. Die überaus reiche Literatur über Bodenerschöpfung und Ersatz beweist, daß die Praxis, und zwar mit Recht, großen Werth gerade auf diese Seite der Düngerfrage legt, und komisch genug nimmt sich dagegen der Versuch von Drechsler (in „Die Statik des Landbaus“) aus, diese Seite der Landwirthschaftslehre als nicht mehr lebensfähig zu bezeichnen. Freilich so, wie früher gegeben, kann sie nicht mehr behandelt werden, bleiben wird sie aber für alle Zeiten, und zwar nicht nur, wie Drechsler meint, als bloße Vorlesung über die zweckmäßige Vertheilung des Düngers auf die einzelnen Felder, sondern in und mit der Absicht, möglichst zuverlässige Anhaltspunkte zur Instandhaltung der Landgüter zu bieten, mittelst welcher vor Allem der Verpächter in seinen Pachtkontrakten vor Ueberschätzung sich soll schützen können. Wir haben hierzu vorgeschlagen, daß der Pächter in seinem Betrieb völlig ungehindert sein, dagegen aber genau Buch über Einfuhr und Ausfuhr an Mineralstoffen führen und sich verpflichten soll, das etwaige Defizit am Ende der Pachtzeit zu vergüten, wogegen andererseits der Verpächter für ein etwaiges Plus angemessen entschädigen mußte. Roscher hat in seiner neuesten Auflage der „Nationalökonomik des Ackerbaus“ diesem Gedanken auf das Lebhafteste zugestimmt; Hagedorn hat ihn später als eigenen Vorschlag gebracht.

Drechsler's Einwand, daß damit nicht gedient sei, da ja ein Pächter sämtliche Dünger auf nur Ein Feld verwenden könnte, verdient nur der Erwähnung zur Konstatirung der Verschrobenheit der Ansichten, zu welchen noch charakteristisch ist, daß er auch die Anwendung der Durchschnittsanalysen, wie sie unter Anderem auch Schumacher („Erschöpfung und Ersatz bei dem Ackerbau“) zu Grunde legte, als völlig ungeeignet verwirft und schließlich doch selber mit solchen rechnet.

Während danach in Sachen der Statik noch keineswegs Uebereinstimmung der Ansichten herrscht und, wie bereits erwähnt, niemals

gleiches Verfahren für Alle empfohlen werden kann, zeigt sich auch in Bezug auf die Verwendung und Behandlung der einzelnen Arten von Handelsdünger noch viel Unklarheit und Widerspruch und wird auch hier dem Ermessen des Einzelnen das Beste anheimgestellt werden müssen.

Darüber ist man inzwischen unter allen erfahrenen Agrikulturchemikern einig geworden, daß Düngungsversuche nur mit sehr großer Umsicht angestellt, nur mit genauester Beschreibung aller Details veröffentlicht und nur mit sehr großer Vorsicht bei Entwerfung von Folgerungen benutzt werden dürfen. In diesem Sinne sprach sich wenigstens die letzte Versammlung der Agrikulturchemiker in Halle (1869) widerspruchlos aus.

Sichtlich der Handelsdüngemittel hat der Landwirth das Interesse, von der gekauften Waare nur das Minimum verwenden zu müssen, von derselben aber das Maximum der Wirksamkeit zu verlangen. Die Fabrikanten müssen diesen Forderungen zu entsprechen suchen, vor Allem aber gewissenhaft arbeiten und ebenso gewissenhaft handeln. Ihre Aufgabe ist es, die Fabrikate möglichst transportabel in Form und Inhalt zu gestalten, also unnöthige Beimengungen zu vermeiden, durch genaue Versuche die beste Form der Anwendung für die verschiedenen Bodenarten zu ermitteln, für einen gewissen Gehalt zu garantiren, und die Abnehmer über die Art und Weise des Gebrauchs unter ihren gegebenen Verhältnissen, wenn nöthig, aufzuklären. Es ist wahrhaft haarsträubend, in welchem Umfange auf diesem Gebiete der Schwindel sich geltend zu machen mußte, und daß leider einzelne Agrikulturchemiker diesen Schwindel unterstützten. Man weiß, daß aus England ganze Schiffsladungen voll kalkiger und kreidiger, mit Leimwasser befeuchteter und mit Guano bestreuter Massen als ächter Peruguano in Handel gebracht wurden und daß französische Firmen mit Düngpulvern von angeblich wunderbarer Wirkung, welche sie zu enormen Preisen verkauften, Hunderte betrogen haben. Man hat seitens vieler Fabrikanten sogenannte Universaldüngemittel fabrizirt, welche überall helfen sollten, oder Spezialdünger für einzelne Pflanzen angepriesen, ohne Scheu davor, daß die Wissenschaft solchen Schwindel alsbald entlarven mußte. Eine Anzahl von vollständigen Ignoranten hat über Dünger und Düngungsmittel durch Schrift und Wort die unklarsten Ideen verbreitet, und von vielen Seiten wurden gar wunderbare Resultate aus angestellten

Düngerversuchen, bei welchen weder Maß noch Gewicht zur Anwendung kam, noch irgend eine der wesentlichen Vorbedingungen erfüllt wurde, veröffentlicht. Kurz, es ist hier viel, unendlich viel gesündigt worden, und Landwirth, welche nicht selbst Kenntniße genug sich erworben hatten, wurden die Beute einer Anzahl von Abenteurern und Betrügern. Nur dann, wenn die Landwirth sich hinreichend gebildet haben oder wenn, wie z. B. durch wirklich brauchbare Wanderlehrer, durch Düngerkontrollstationen, durch genossenschaftlichen Ankauf und dergleichen Mittel mehr geschehen kann, Andere die minder Kundigen vor Betrug schützen, wenn ferner an den vom Staate oder von Vereinen gegründeten Versuchstationen mit Gewissenhaftigkeit gearbeitet wird und die Landwirth einmal alle davon überzeugt sind, daß die Lösung der hier obshwebenden Fragen nur mit der Zeit erwartet werden kann — erst dann wird der Schwindel in diesem Gebiete unmöglich sein und der Betrug keinen Boden mehr finden.

Wie lange es aber überhaupt dauert, hinsichtlich des Einflusses der meisten Handelsdünger ins Klare zu kommen, mag durch den Hinweis darauf erhellen, daß den meisten derselben neben ihrer Fähigkeit, als Nährstoff zu dienen, auch noch speziellere Wirkungen auf den Bodenbestand und die Pflanze zukommen, vor Allem aber darauf, daß jeder für uns sichtbare Erfolg im Ackerboden, und als solchen betrachten wir nach dieser Richtung hin das Ernteprodukt, das Resultirende aus einer Reihe von sehr komplizirten Vorgängen ist, so daß es außerordentlich schwer fällt, den Antheil zu bestimmen, welcher einem einzigen der dabei thätig gewesenen Faktoren zukommt.

Beobachtungsfehler sind unter solchen Umständen außerordentlich leicht möglich, sogar für Denjenigen, welcher gewissenhaft arbeiten will, geschweige denn für Solche, welche nur bestimmte Ergebnisse aus ihren Versuchen haben möchten, oder um Recht zu behalten, gewisse Erscheinungen nicht zu beobachten wünschen. Eine einzige Nacht oder ungünstiges Wetter überhaupt kann ferner die Früchte mehrjährigen Arbeitens vernichten; ein staubförmiger Handelsdünger wirkt z. B. nur mit Hilfe einer gewissen Menge von Wasser, im trocknen Jahrgang also nicht oder nur wenig; war er schwer löslich präparirt, wie das bei dem von F. v. Liebig anfangs empfohlenen sogenannten Patentdünger wirklich der Fall war, so zeigt sich der Erfolg vielleicht erst nach Jahren. Der Mäckererfolg

zunächst genügt Vielen zur Verurtheilung des Düngers, und beim etwa später sich zeigenden Erfolge ist längst irgend ein anderer Versuch im Gange, auf dessen Rechnung nun die Wirkung geschrieben wird.

Aus dem Allen ist es erklärlich, wie verschieden die Urtheile über die Wirkung der Handelsdünger lauten; bis jetzt kann man mit Bestimmtheit nur sagen: hat irgend ein aufgebrachter Dünger sichtlich gewirkt, so hat dem Felde irgend etwas gefehlt; wahrscheinlich irgend einer der Stoffe, aus welchen der Dünger besteht, möglicherweise aber auch nur ein anderer, welchen erst der aufgebrachte Dünger in erforderlichem Grade löslich gemacht oder in die Tiefe geführt hat. Zeigte sich dagegen keine Wirkung, so kann 1) an den Bestandtheilen des Düngers kein Mangel sein, 2) irgend ein anderer fehlen, oder zwei oder drei andere Nährstoffe; 3) die Form, in welcher der Dünger aufgebracht wurde, nicht die richtige, oder die Zeit nicht passend gewählt gewesen sein; 4) das Wetter die Wirkung versagt haben; 5) der Fabrikant oder der Händler Betrug geübt haben, oder unabsichtlich eine Verwechslung begangen worden sein; 6) bei der sonstigen Bestellung, z. B. im Saatgut oder in der Bearbeitung, ein Fehler unterlaufen sein u. u. Kurz, irgend ein Mißerfolg berechtigt noch nicht zu irgend einer Schlußfolgerung; erst der wiederholte, exakt genug angestellte Versuch läßt eine solche zu.

Nur von den stickstoffhaltigen Düngstoffen weiß man jetzt, daß ihre relativ günstigere Wirkung nicht darauf beruht, daß der Stickstoff nothwendiger wie andere Nahrung gewesen sei, sondern darauf, daß sie im Boden günstigere Umwandlungsprozesse bedingen, deren Endresultat die Lösung größerer Mengen von Mineralstoffen aus dem Bodenbestand ist; man rath daher auch hier mit Recht außer jenem auch diese wieder zu ersehen, wenn das Feld nicht mit beschleunigtem Schritte verarmen soll. Die sogenannten Guanowirthschaften haben das hinreichend erfahren; eine Zeilang erzielten sie mit der Anwendung von bloßem Guano brillante Erfolge, dann aber um so größere Mißernten. Bei den Phosphatdüngern aller Art kommt die Hauptsache darauf an, sie rasch und sicher wirksam zu machen, da die meisten phosphorsauren Salze schwer löslich sind. Die Zugabe von stark stickstoffhaltigen Substanzen oder Mist (Humus) wirkt entschieden zu Gunsten besserer Aufnahmefähigkeit, die möglichst feine Pulverung und die Aufschließung mit Schwefel- oder Salzsäure be-

wirken meist dasselbe oder noch Besseres. Noch im Jahre 1850 und selbst später konnte man die Nothwendigkeit der Beidüngung mit Phosphat bestreiten, jetzt durchsucht man die ganze Welt nach phosphorhaltigem Material und bezweifelt Niemand mehr den Nutzen selbst hoher Geldausgaben für diese Düngung.

Ueber die Kalisalze sind die Ansichten noch sehr getheilt; je mehr der Bau von Klee- und anderen Futterpflanzen, von Kartoffeln, Rüben und dergl. Gewächsen überhand nimmt, um so mehr wird die Kalidüngung trotz Stalldünger und anderem Material nothwendig, um so wünschenswerther wird es, auch die tieferen Schichten damit wieder versehen zu können. Darüber ist man einig, ebenso darüber, daß die wünschenswertheste Form die des salpetersauren oder des schwefelsauren Kali's ist. Deren hoher Preis läßt aber Viele noch zu den billigeren Chlorsalzen greifen, zumal man auch von diesen unter Umständen sehr befriedigende Wirkungen hatte, namentlich auf stark eisenhaltigem und auf Moorboden. Trotz der ungünstigen Wirkungen in weit mehr anderen Fällen plaidiren doch Viele noch für diese Form.

Daß Manche von Kali gar keinen Erfolg gehabt haben, begreift sich, wenn man weiß, wie die Sache angewendet wurde, oder wo; im kalireichen, aber kalkarmen Erzgebirge kann der Nichterfolg nicht befremden. (Ausführlicheres in: Birnbaum, „Die Kalidüngung“; — andere Schriften sind von Cordel, Bischof, Grüneberg, Frank u. erschienen; Ausführliches über Kalidünger auch bei Heiden und Wolff in ihren neueren Düngerlehren; siehe speziell ferner von Knop im erwähnten Werke.) Kali, Phosphorsäure und unter Umständen Kalk, bei Mangel von Humus und Stalldung auch Salpetersäure, das sind diejenigen Stoffe, deren Ersatz ins Auge zu fassen ist und an welchen empfindlicher Mangel eintreten kann. Andere Düngmittel, Gyps z. B., scheinen mehr den Erfolg zu haben, diese Stoffe den Pflanzen zugänglich zu machen, als direkt durch die eigenen Bestandtheile zu nutzen, wieder andere, z. B. Kochsalz, sind in ihrer Wirkung höchst wahrscheinlich überschätzt worden, jedenfalls noch nicht genügend erforscht.

Aus all dem Gesagten läßt sich folgern: über die Mehrzahl der einzelnen Düngmittel des Handels sind die Untersuchungen noch nicht geschlossen und kann nur von der Zeit mit Rücksicht auf Boden und Klima ein endgültiges Urtheil erwartet werden; über die Nothwendigkeit der Ergänzung des Stalldüngers um die Summe

dessen, was ihm fehlt, ist man so ziemlich einig, nicht aber über das Maß des Erfasses und nicht über die durch Lokalverhältnisse gebotenen Abstufungen im Maße desselben; über die Nahrungs-

mittel der Pflanzen gibt es keine Differenz der Ansichten mehr, noch darüber, daß sie alle gleich nothwendig sind.

Prof. Birnbaum.

Neue Bücher.

Gartenbuch, illustriertes, für Frauen. Von H. Jäger. Stuttgart, Cohen und Nisch.
Hausthiere, die Ernährung der landwirthschaftlichen, von W. Lobe. In Fign. Leipzig, Weißbach.
Lupinenbau in Ostpreußen, von F. Wiese. Berlin, Vohne.
Pomologische Hefte, von E. von Vose. Stuttgart, Schweizerbart.
Tabaksbau, Anleitung zum, von M. Fries. Stuttgart, Schweizerbart.
Thierärztliche Arzneimittellehre, von E. J. Vogel. Stuttgart, Neff.

Forstwirthschaft.

Eiche. Die Erziehung der Eiche zum kräftigen und gut ausgebildeten Hochstamm nach den neuesten Principien. Von C. W. Geher. Berlin, Springer.
Jagden, die Behandlung, Ausübung und Benutzung derselben, von Sieglar und von Klipphausen. Berlin, Springer.
Lärchenkrankheit. Wesen, Ursache und Bedeutung derselben, von L. Preuß. Hannover, Rümpler.

Kriegswesen.

Fliegende Kolonnen. In neuern Kriegen, auch in dem jetzigen Feldzuge, ist oft von mobilen oder fliegenden Kolonnen die Rede gewesen; es wird also vielleicht nicht ohne Interesse sein, den Begriff und das Wesen derselben zu betrachten. Es sind Detachements, welche ausgesendet werden, um Landstriche, die von feindlichen Streifcorps oder Freischaaen unsicher gemacht werden, oder wo aus einer aufständischen Bevölkerung bewaffnete Banden ihr Wesen treiben, durch rasche Bewegungen in verschiedener Richtung zu durchkreuzen, den Feind zu vertreiben, die Banden zu zersprengen und die Einwohner von feindseligen Unternehmungen abzuhalten. Von der Schnelligkeit und Rastlosigkeit ihrer Bewegungen haben diese Detachements den Namen fliegende oder mobile Kolonnen erhalten: der letztere ist der meist in officiellen Berichten gebrauchte, wir ziehen aber den erstern vor, weil der Ausdruck „mobil“ in der Kriegssprache seine ganz bestimmte Bedeutung hat: mobil sind alle auf den Kriegsfuß gesetzten Truppen; warum soll für jene Detachements also der Ausdruck besonders, und zwar in seiner allgemeinen Bedeutung „beweglich“ angewendet werden?

Streiftrupps, Parteigänger, Freischaaen, Volksbanden führen immer den Kleinen Krieg, die fliegenden Kolonnen können ihnen also auch nur in gleicher Weise entgegentreten. In der Kriegführung unterscheidet man nämlich den Großen Krieg vom Kleinen Kriege, und die Kriegstheorie, welche die praktischen Erfahrungen und Erscheinungen des Krieges wissen-

schaftlich in Principien und Lehren faßt, hat die Begriffe für jene beiden Arten der Kriegführung festgestellt. Die Kriegshandlungen der Heeresmassen, welche, nach dem Kriegsplane angeordnet und von den Feldherren geleitet, zur Entscheidung des Krieges führen sollen, also die Operationen oder Heeresbewegungen und die Schlachten, bilden in ihrem Zusammenhange den Großen Krieg. Nicht immer kann der Krieg aber auf diese Weise geführt werden. Wenn die gegenseitigen Streitkräfte an Zahl sehr ungleich sind, so wird der schwächere Theil, welcher dann gewöhnlich auf die Offensive verzichten muß und auf einen Verteidigungskrieg gewiesen ist, größere Schläge vermeiden, weil er in solchen vernichtet werden kann oder wenigstens immer empfindliche, schwer zu ersetzende Verluste erleidet. Er wird vielmehr durch kleinere, kühn und schnell ausgeführte Unternehmungen dem Gegner so viel Schaden und Nachtheil als möglich zufügen und ihn in seinen großen Operationen stören. Diese Unternehmungen werden mit stärkern oder schwächern Abtheilungen ausgeführt, von welchen man diejenigen, welche einen bestimmten Auftrag erhalten und nach Erfüllung desselben zu dem Ganzen, von dem sie entsendet worden, zurückkehren, Detachements, diejenigen aber, welche ganz selbständig zu dem Zweck, dem Feinde Abbruch zu thun, ausgesandt oder organisiert werden, Parteigänger nennt. Letztere sind unabhängig vom Ganzen, mit dem sie jedoch Verbindungen unterhalten müssen, um Befehle und Nachrichten erhalten und abstaten zu können. Alle diese Unternehmungen, die keine Entschlei-

ding im Kriege herbeiführen und dieselbe nur mittelbar durch ihre Erfolge unterstützen, bilden den Kleinen Krieg. Der schwächere Theil ist, wie gesagt, mehr auf denselben hingewiesen; er kann aber auch, wenn die Verhältnisse sich günstig gestalten, den Kleinen Krieg aufgeben und einen entscheidenden Schlag führen. Wenn aber die zusammengebrachten Streitkräfte nicht gehörig organisiert sind und somit Mangel an taktischer Ausbildung hinzutritt, so haben sie nicht mehr die Wahl, sondern sie sind ausschließlich auf den Kleinen Krieg beschränkt. Das ist der Fall bei allen Volks- und Freischaaaren, wie in der Vendée, in Tyrol 1809, in Spanien während des langen Kampfes gegen Napoleon, in Italien unter Garibaldi und in Polen bei den verschiedenen Insurrektionen. Solche Schaaaren können nur Unternehmungen ausführen, welchen sie nach ihrer Leistungsfähigkeit gewachsen sind: rastlose Beunruhigung des Feindes, Ueberfälle einzelner Posten und Detachements, Wegnahme von Zufuhr aller Art, von Munitionstransporten, Feldposten, Unterbrechung der Verbindungen zwischen den einzelnen feindlichen Corps und ihrer Hauptmacht mit den rückwärts gelegenen Depôt- und Waffenplätzen. Bei Volkserhebungen begünstigt oft die Natur des Landes den Kleinen Krieg, wenn sie für größere Operationen zur Unterdrückung desselben dem Feinde kein günstiges Terrain bietet, wie es in der Vendée und in Tyrol der Fall war. Dieser wird dadurch wenigstens mit einem Theile seiner Macht auch zum Kleinen Kriege genöthigt. Aber die Heeresmassen, welche den Großen Krieg führen, werden zur Sicherung ihrer Aufstellungen und Bewegungen, auch zur Deckung mancher nothwendigen Unternehmungen: Requisitionen, Fouragirungen, Brücken- und Schanzenbauten, Transporten u. ebenfalls besondere Abtheilungen detachiren müssen, deren Verhalten dem Begriffe des Kleinen Krieges entspricht. Im Laufe der großen Operationen, obgleich sie gegen sonst schneller geworden sind, treten immer wieder Pausen ein, weil sie vorbereitet werden müssen; in diesen wird auch bei den Armeen der Kleine Krieg thätig, um dem Feinde die Ruhe zu stören, damit er sie nicht benutzen kann, zugleich aber auch, um den eigenen Truppen die Ruhe zu sichern.

Das Wesen des Kleinen Krieges, mag er nun von einer ganzen Armee, die sich ihrem Gegner zu offenen Waffengängen nicht gewachsen fühlt, oder von ungelübten Schaaaren der Volksbewaffnung, mag er von entsendeten schwächern

Abtheilungen der Armee (Detachements) mit bestimmten Aufträgen, oder von selbständig handelnden kleinen Corps (Parteigängern, Freicorps) geführt werden, besteht also in Unternehmungen, welche an sich von untergeordneter Bedeutung sind, oft gar nicht einmal auf dem Hauptschauplatz des Krieges liegen, die aber stets darauf berechnet sind, dem Gegner den empfindlichsten Abbruch zu thun oder den eigenen Truppen durch Verdeckung und Beschützung aller ihrer Maßregeln Vortheile zu bringen.

Die kleinen bewaffneten Haufen neben den geordneten Heerkörpern im spanischen Unabhängigkeitskriege gegen Napoleon I. nannten sich Guerrillas (von guerra, Krieg, guerrilla, kleiner Krieg), der einzelne Kämpfer in denselben hieß Guerrillero. Von ihrer Kriegsweise ist der Ausdruck Guerrillakrieg entstanden, den man in deutschen Schriften vielfach liest, der aber sprachlich ein Pleonasmus ist. Wegen die Guerrillas mußten die Franzosen bei ihrem weitem Vordringen in Spanien und der nothwendig werdenden Theilung ihrer Streitkräfte vielfach fliegende Kolonnen aussenden, nachdem im ersten Jahre des Krieges 1808 der großartige Streifzug des Marschalls Ney, von dem wir früher (S. 304) erzählt haben, nur auf eine Zeitlang Ruhe vor den Banden verschafft hatte.

Seitdem sind die fliegenden Kolonnen öfter gebraucht worden. Ihre Absendung im Felde wird nöthig, wenn der zu behauptende Landstrich ohne Zersplitterung der Streitkräfte nicht überall mit Truppen ausreichend besetzt werden kann und die eigenen Verbindungen durch feindliche Streifcorps, Freischaaaren oder die feindlich gesinnte Bevölkerung gefährdet sind. Auch im eigenen Lande können fliegende Kolonnen nöthig werden, wenn an unbefetzten Stellen feindliche Banden über die Grenze kommen und Schaden anrichten, welcher besonders die wehrlosen Einwohner trifft (1870 im badischen Oberlande), oder wenn Unruhen im Lande entstehen und ein Aufbruch droht oder wohl gar schon ausgebrochen ist. Wir denken dabei nicht an deutsche Lande, wo dergleichen zwar auch in nicht allzu fern liegenden Tagen vorgefallen ist, nach der Neugestaltung der nationalen Angelegenheiten aber wohl nicht mehr zu erwarten steht; wir haben nur diejenigen Lande im Auge, welche unter einer Regierung stehen, die sie nach ihrer Nationalität für eine fremde ansehen, oder die ihnen, wie den Polen, durch Krieg und Politik aufgezungen ist.

Fliegende Kolonnen werden nach Umständen

nur aus Kavallerie oder aus gemischten Waffen gebildet. Die Kavallerie ist zwar durch ihre Schnelligkeit und den Eindruck, den ihre Erscheinung macht, am besten dazu geeignet, in raschen Zügen nach allen Richtungen zu streifen, und wenn sie bewaffnete Bänden im freien Felde trifft, dieselben, die in der Regel vor der Gewalt der Masse eine große Scheu haben, zu zersprengen. Sie ist aber doch nicht in jedem Terrain zum Angriff geeignet. Haben sich die Feinde in einen Wald, in ein Dorf oder eine Schlucht geworfen, wird sie ihnen nicht viel anhaben können. Es ist zwar im letzten Kriege vorgekommen, daß preussische Husaren vor einem Dorfe, welches von französischer Infanterie besetzt war, abgesehrt sind und dasselbe zu Fuß erstürmt haben, aber als Regel möchten wir das doch nicht empfehlen. Wenn die Kämpfer im Dorfe, mögen es auch nur Freischaaaren ohne taktische Ausbildung sein, nur daß sie schießen können, ihre Fassung nicht verlieren, so würde der Husarensturm kaum glücken. Der Muth, welcher die tapfern Reiter zu dem Lokalegefecht, das gar nicht ihres Amtes ist, trieb, bleibt darum im hohen Grade anzuerkennen. Den Kürassieren aus der Kavalleriedivision des Prinzen Albrecht von Preußen, welche gleich den andern Reiterdivisionen nach der Einschließung von Paris weithin entsendet war, fuhren die Francireurs gar auf offener Landstraße, wo jene marschirten, mit Wagen auf den Leib, sprangen, als sie in Schußnähe von der Marschkolonne gekommen waren, von den Wagen und fingen an, dieselbe zu beschießen. Sie konnten ohne alle Gefahr herankommen, weil sie, wie andere Landleute, die blaue Blouse trugen und somit für friedliche Bauern gehalten wurden; ihre Chassepots hatten sie auf den Wagen versteckt. Das ist eben die Art und Weise, welche die Kriegsmannier dieser Bänden zum Mordmorde stempelt und von jedem andern militärischen Ueberfall aus dem Versteck oder Hinterhalt schändlich unterscheidet, daß die Francireurs unter dem Schutze des allgemein getragenen Kleides, wie Leute, die gar keine bösen Absichten haben, auf ihr Handwerk ausgehen und wenn sie dabei in Angelegenheiten gerathen, ihre Waffen schnell von sich thun und sich wieder als harmlose Bauern gebahren, denen kein Deutscher etwas anthut. Die Strenge, mit welcher gegen die Francireurs verfahren wird, ist also vollkommen gerechtfertigt; es ist vom Standpunkte der Humanität zu beklagen, daß sie nothwendig geworden ist, aber unser deutsches Blut, das von den Strolchen

meuchelmörderisch vergossen wird, ist uns zu theuer, als daß wir dem Unwesen nur mit Abmahnungen und Proklamationen zuschauen sollten.

Die Kürassiere, welche von den Wagen aus beschossen wurden, gönnten ihren Angreifern das Vergnügen zwar nicht lange, aber es stellte sich doch hier wie bei andern Abtheilungen heraus, daß es besser sei, die Kavallerie bei ihren Zügen als fliegende Kolonnen durch Infanterie zu unterstützen; auch Artillerie trat dazu, wo es galt, den Feind, der zu großen Schaaren anwuchs, aus starken Positionen zu vertreiben. Jedenfalls wurde dadurch der Zweck schneller und einfacher erreicht.

Fliegende Kolonnen dürfen sich da, wo sie auftreten sollen, den Gegnern oder der fremden Einwohnerschaft, die gewöhnlich denselben als Spione dient, nicht schon von Weitem ankündigen, ihr Erscheinen muß stets überraschend sein. Daher marschiren sie so geheim als möglich. Die Absicht wird auch den eigenen Leuten vorher verborgen gehalten, weil oft ein unbedachtes Wort dieselbe den Einwohnern verrathen und dadurch vereiteln kann. Dagegen lassen sich vielleicht falsche Gerüchte aussprengen, um den Feind, der sie erfahren soll, zu täuschen. Ueber die Verhältnisse desselben sucht man sich so gut zu unterrichten, als es möglich ist; viel Reconoscirungspatrouillen dürfen aber nicht ausgesandt werden, weil das aufmerksam macht, daß irgend ein Vorhaben im Werke ist. Eine gute Ortskenntniß ist sehr erwünscht, in fremden, bisher von uns nicht betretenen Gegenden aber schwer zu erlangen. Die Franzosen haben uns zwar nachgerühmt, daß unsere Offiziere in Frankreich besser Bescheid wüßten als ihre eigenen, daß sie aus ihren vortrefflichen Karten selbst die kleinsten Terraingegenstände erkennen könnten, während den französischen Offizieren zwar Karten von Deutschland, Pläne der deutschen Festungen bis zur russischen Grenze hin verabsolgt seien, aber keine von Frankreich, weil man nie gahnt, daß sich der Krieg hier abspielen könne: französische Generale hätten daher oft nach der Lage von Ortschaften ganz in ihrer Nähe gefragt. Karten, selbst die besten, reichen aber nicht immer aus, öfters sind sie schon falsch aufgenommen und gezeichnet, noch öfter läßt die zunehmende Bodenkultur Hindernisse für den Marsch entstehen, wo sie früher nicht gewesen sind. Man wird also der Boten vom Lande nicht überall entbehren können, wie man auch, um Nachrichten vom Feinde zu erhalten, der leidigen Spione (vergl. Nachrichtenwesen, S. 451) nicht immer

entbehren kann. Des Boten, der doch meist zu seinem Dienst gezwungen ist, muß man sich nur versichern, daß er unterwegs nicht entläuft, sonst bringt er dem Feinde Nachricht von unserm Geheimmarsche. Er wird daher wohl am Stricke mitgeführt werden müssen, wie sehr das auch seine Menschenwürde beleidigen mag; ein Mann der Spitze, bei welcher er natürlich geht, führt ihn, wenn es Reiter sind, kann er ihn auch an seinen Steigbügel anbinden: es wird ihm gesagt, daß er bei dem geringsten Fluchtversuch niedergeschossen wird. Wenn es sich mit dem Marschziel verträgt, werden ziemlich unbefahrene Straßen durch Terrain, das von Weitem her keine Einsicht gestattet, eingeschlagen. In der Nähe des Feindes, den man überraschen will, muß Alles vermieden werden, was Geräusch macht, die Kavallerie haßt die Säbel auf, deren Geräusch bei stiller Luft oder des Nachts, wenn diese zum Marsch gewählt wird, weit zu hören ist; hölzerne Brücken, welche man passieren muß, werden mit Erde oder abgehauenen Baumzweigen beworfen, damit der dröhnende Fußschlag den Marsch nicht verräth; laute Ausbrüche der Lustigkeit und Singen sind zu verbieten, wie gern die Führer das letztere, als Zeichen guten Muthes der Leute auch sonst hören, — traurig, wenn die Soldatenlieder auf Marschen und an den Wachtfeuern verklingen.

Ortschaften werden wo möglich umgangen; wenn das nicht statthaft ist, so kann man, um die Einwohner über die Stärke zu täuschen, in mehreren Abtheilungen nach und nach durchgehen, oder den Ort in einer andern Richtung, als die man beabsichtigt, passieren und die richtige draußen erst auf einem Umwege wieder einschlagen. Begegnende werden angehalten und eine Strecke mitgenommen, bis ihre Aussagen nichts mehr schaden können. Wenn die fliegende Kolonne unterwegs rasten oder lagern muß, so geschieht das immer an Plätzen, wo sie nicht gesehen oder überrascht werden kann, deshalb werden auch in beiden Fällen Posten ausgestellt, doch dürfen die Sicherheitsmaßregeln nicht zu weit ausgedehnt werden, weil man sich dadurch leicht verräth. Die Felswachen dürfen deshalb, wenn der Feind nahe ist, auch keine Feuer anzünden.

Nachtmärsche werden von Truppen überhaupt nur im Nothfall unternommen, weil sie im Allgemeinen schädlich sind. Nicht allein ermüden sie ungemein, sondern auch die Disciplin kann in der Dunkelheit nicht so wie am Tage aufrecht erhalten werden, bei der Kavallerie gibt

es leicht lahme oder gedrückte Pferde, weil die Leute einander aufreiten und vielfach auf den Pferden schlafen, wodurch sie mit schlafem Sitze vornüber hängend dieselben leicht drücken. Fliegende Kolonnen, welche unbemerkt ihr Ziel erreichen wollen, werden aber doch zuweilen, besonders wenn sie einen Ueberfall beabsichtigen, des Nachts marschiren müssen. Bei gemischten Detachements wird dabei die Vorhut von der Infanterie gegeben; an jedem Scheidewege läßt diese einen Mann zurück, der die mit einem größeren Abstände folgende Hauptmasse auf die richtige Straße weist. Mitgenommene Führer sind bei Nacht noch schärfer zu beaufsichtigen, wie auch in der Nähe des Feindes noch größere Stille zu beobachten ist als am Tage; hier dürfen auch Pfeifen und Cigarren nicht angezündet werden, weil das im Finstern weithin zu sehen ist.

Wir haben bei diesen strengen Geheimmärschen natürlich nur die kleinern fliegenden Kolonnen im Auge, größere würden solche schwer ausführen können. Auch ist es bei Abendung von denselben zuweilen der Zweck, durch öffentliches Auftreten die Bevölkerung von feindlichen Unternehmungen von vorn herein abzuhalten. Wo fliegende Kolonnen auf bewaffneten Widerstand stoßen, wird derselbe mit aller Kraft gebrochen. Die taktischen Maßregeln ergibt der Moment. Wenn der Feind zerprengt ist, muß der Vortheil energisch benützt werden, um ihn auch zu vernichten. Unthaten, welche die Einwohner an unsern Soldaten begangen haben, werden kriegsrechtlich bestraft, Schonung wäre hier vom Uebel, es ist vielmehr nothwendig, daß die Bevölkerung durch die Furcht vor unnachsichtlicher Strenge von Wiederholung solcher Verbrechen abgehalten und uns neue Repressalien erspart werden.

Im Kriege von 1870 sind diese bei dem von den Parteimännern und Agenten der provisorischen Regierung, leider auch von der Geistlichkeit gegen die Deutschen fanatisirten Volke in Frankreich nur zu oft nothwendig geworden. In den Vogesen trieben die Franc tireurs unterstützt von Mobilgarben besonders ihr Wesen. Der kommandirende General von Werder beschloß also nach der Kapitulation von Straßburg durch eine fliegende Kolonne einen Theil des Berglandes von diesen Banden zu säubern, ihre weitere Organisation zu vernichten und die Gegend, welche dies Treiben unterstützte, dafür zu bestrafen. Dazu wurden 6 badische Bataillone, 2 Eskadronen Dragoner und 2 Batterien unter dem General von Degenfeld bestimmt: es

war also eine fliegende Kolonne im großen Maßstabe. Sie fand die meisten Paßhöhen im Gebirge durch große Verhau und Abgrabungen untwegsam gemacht und wurde durch die Beseitigung dieser Hindernisse, von denen aber der Feind nur eins direkt vertheidigte, sehr aufgehoben; die Letzenabtheilung genügte jedoch, sie zu zersprengen. Ein leichtes Gefecht fand bei dem Städtchen Raon l'Étape Statt, welches die Franc tireurs besetzt hatten; sie leisteten aber keinen ernstlichen Widerstand, nach kurzem Schießen an der Orts- und Waldflüßere und in den Häusern der Vorstadt wurden sie zerstreut und größtentheils niedergemacht. Die große Kolonne war zur Erreichung ihres Zwecks in mehrere kleinere zerlegt worden, welche durch verschiedene Thäler im Gebirge vordrangen. Da erhielt der General von Degenfeld im Neurthe-

thal einen Befehl vom Kommandirenden des aus den Belagerungstruppen von Strassburg neu gebildeten 14. Armeecorps, zu welchem die badische Division gehörte, daß die Kolonne sich als die Avantgarde dieser Division auf dem angetretenen Vormarsche nach Epinal anzusehen habe. Damit war ihre bisherige Bestimmung als fliegende Kolonne aufgehoben, und es wird andern vorbehalten bleiben, das Oberelsaß aufzuräumen.
K. G. v. Verneck.

Die Panzerflotten der außerdeutschen europäischen Mächte. — I. Frankreich. Die französische Panzerflotte besteht aus 65 Schiffen, nämlich 2 Linienschiffen, 19 Fregatten, 9 Korvetten, 7 Widdergeschiffen, 15 schwimmenden Batterien, 1 Kasemattenschiff und 1 Monitor, außerdem 11 zerlegbaren Kanonenbooten.

1) Die Linienschiffe.

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Magenta	10 300pfünder	6737	900	27 Fuß $7\frac{1}{2}$ Zoll
Solferrino	do.	6691	900	28 = 6 =

2) Die Fregatten.

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Friedland	12 24 Cm. *)	7180	950	28 Fuß
Marengo	do.	do.	do.	do.
Ocean	do.	do.	do.	do.
Suffren	do.	do.	do.	do.
Couronne	16 200—300pfünder	5982	900	26 Fuß 11 Zoll
Flandre	13 27 Cm.	5711	do.	23 =
Héroïne	16 200—300pfünder	do.	do.	do.
Prince Impérial	do.	do.	do.	do.
Provence	do.	do.	do.	do.
Gauloise	4 24 Cm., 10 19 Cm.	do.	do.	do.
Guyenne	do. do.	do.	do.	do.
Magnanime	do. do.	do.	do.	do.
Revanche	do. do.	do.	do.	do.
Savoie	do. do.	do.	do.	do.
Surveillante	do. do.	do.	do.	do.
Baleareuse	do. do.	do.	do.	do.
Normandie	16 200—300pfünder	5636	900	28 Fuß
Gloire	13 27 Cm.	5630	do.	26 = 8 Zoll
Invincible	16 200—300pfünder	5524	do.	27 =

3) Die Korvetten.

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Bellequerie	4 24 Cm., 8 19 Cm.	3347	500	21 Fuß $6\frac{1}{2}$ Zoll
Alma	do. 4 19 =	3400	450	21 = 7 =
Arctide	do. do.	do.	do.	do.
Atalante	do. do.	do.	do.	do.
Indienne	do. do.	do.	do.	do.
Jeanne d'Arc	do. do.	do.	do.	do.
Reine Blanche	do. do.	do.	do.	do.
Tchétis	do. do.	do.	do.	do.
Montcalm	do. do.	do.	do.	do.

4) Die Widdergeschiffe.

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Bouledogue	1 27 Cm.	3400	530	17 Fuß 9 Zoll
Belier	do.	do.	do.	do.
Cerbère	do.	do.	do.	do.

*) Centimeter = Kanonen.

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Touveau	do.	2438	500	16 Fuß 4 ³ / ₄ Zoll
Figre	do.	do.	do.	do.
Eufonceur	do.	do.	do.	do.
Bouclier	do.	do.	do.	do.

5) Die schwimmenden Batterien.

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Dévastation	18 15 Cm.	4000	150	
Foudreohante	do.	do.	do.	
Labe	do.	do.	do.	
Touante	do.	do.	do.	
Paizhané	16 15 Cm.	1539	do.	8 Fuß 8 Zoll
Palestro	do.	do.	do.	do.
Peiho	do.	1507	do.	10 Fuß 9 Zoll
Saigon	do.	do.	do.	9 = 10 ¹ / ₂ "
Embuscade	8 15 Cm.	1222	do.	9 = 6 "
Imprégnable	do.	do.	do.	do.
Protectrice	do.	do.	do.	do.
Refuge	do.	do.	do.	do.
Arrogante	do.	1331	do.	8 Fuß 8 Zoll
Implacable	do.	do.	do.	do.
Opiniatre	do.	do.	do.	do.

6) Das Kasemattenschiff.

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Rocheambeau	18 300pfünder	7000	1500	21 Fuß

7) Der Monitor.

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Onondaga	2 15zöll., 2zöll. *)	1250	150	11 Fuß

Die allermeisten französischen Panzerschiffe haben einen Panzer von 4,5—5,9" Dide; nur die Fregatten Friedland, Marengo, Ocean und Suffren haben einen 8zölligen Panzer und die Widderischeiffe Bouledogue, Belter und Cerbère einen 8,2zölligen Panzer. Die vier genannten Fregatten haben 4 unbewegliche Thürme auf dem Deck und im Uebrigen Kasematten; dasselbe gilt von sämtlichen Korvetten. Sämtliche anderen Fregatten sind Batterieschiffe. Die Widderischeiffe haben ihr Geschütz in einem festen Thurm auf beweglicher

Scheibe. Drethürme kennt die französische Marine nicht.

II. England. In der englischen Marine gibt es weit mehr Thurmschiffe als in der französischen, was wir für einen großen Vortheil anzusehen geneigt sind. Wir können bei der englischen Flotte reine Batterieschiffe, Batteriekasemattenschiffe, reine Kasemattenschiffe und Thurmschiffe unterscheiden. England hat 47 fertige Panzerschiffe mit 620 Kanonen, wozu noch in neuester Zeit einige sehr stark konstruirte Widderischeiffe gekommen sind.

1) Batterieschiffe.

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Minotaur	4 9zöll., 22 7zöll.	6621	1350	26 Fuß 8 Zoll
Agincourt	do. do.	do.	do.	do.
Northumberland	do. do.	do.	do.	do.
Achilles	do do.	6121	1250	26 Fuß 6 Zoll
Warrior	4 8zöll., 22 7zöll.	6109	do.	26 = 9 =
Black Prince	do. do.	do.	do.	27 = 3 =
Caledonie	4 8zöll., 20 7zöll.	4125	1000	26 = 7 =
Hector	2 8 = 16 7 =	4089	800	25 = 7 =
Valiant	5 300pfünd., 27 7 =	4063	do.	25 = 2 =
Ocean	4 8zöll., 20 7 =	4047	1000	26 = 7 =
Prince Consort	do. do.	4045	do.	26 = 9 =
Royal Oak	do. do.	4056	800	25 = 5 =
Defence	2 8zöll., 14 7zöll.	3790	600	26 = 2 =
Resistance	do. do.	3720	do.	25 = 6 =
Zealons	20 7zöll.	3716	800	26 =

2) Batteriekasemattenschiffe.

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Bellerophon	10 9zöll., 4 7zöll., 2 110pfünder	4246	1000	26 Fuß
Lord Clyde	20 7zöll.	4067	do.	26 Fuß 6 Zoll
Lord Warden	do.	do.	do.	do.

*) zöllige Kanonen.

Namen des Schiffes	Armierung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Royal Alfred	10 93öfl., 8 73öfl.	4045	800	26 Fuß 7 Zoll
Favourite	8 73öfl., 2 68pfünder	2186	400	21 = 10 =
Research	4 73öfl.	1253	200	15 = 3 =
Entreprise	do.	993	160	15 = 6 =

3) Thurmkafeemattenschiffe.

Namen des Schiffes	Armierung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Hercules	10 103öfl., 2 83öfl., 2 68pfünder	5226	1200	22 Fuß 6 Zoll
Sultan	13 450pfünder	do.	do.	do.
Monarch	4 103öfl., 2 73öfl.	5100	1100	26 Fuß
Penelope	8 93öfl., 3 403öfl.	2997	600	17 Fuß 7 Zoll

4) Kafemattenschiffe.

Namen des Schiffes	Armierung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Audacious	10 300pfünd., 4 68pfünder	3774	800	22 Fuß 6 Zoll
Invincible	do.	do.	do.	do.
Vanguard	do.	do.	do.	do.
Iron Duke	do.	do.	do.	do.
Triumph	do.	do.	do.	do.
Swiftsure	do.	do.	do.	do.
Republ.	do.	3734	do.	26 Fuß 6 Zoll
Vallast	4 63öfl., 2 68pfünd., 2 40pfünd.	2372	600	24 =

5) Thurmischeiffe.

Namen des Schiffes	Armierung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Captain *)	4 600pfünd., 2 73öfl.	4272	900	23 Fuß 6 Zoll
Royal Sovereign	5 300 =	3765	800	23 = 9 =
Nelson	2 600 =	2736	500	22 =
Glutton	do.	2700	do.	19 =
Hotspur (Widderichiff)	1 450pfünder	2637	600	18 = 6 =
Prince Albert	4 300 =	2529	500	20 =
Cerberus	4 450 =	2107	250	15 = 6 =
Scorpion	4 300 =	1890	350	15 =
Whvern	do.	do.	do.	do.
Baterwitsch	4 73öfl.	777	167	11 = 7 =
Bizen	2 7 =	754	160	10 = 9 =
Viper	do.	787	do.	10 = 6 =

Dazu kommt noch die Bellona, über die wir keine näheren Angaben haben.

Die allermeisten englischen Panzerschiffe haben nur eine Panzerdicke von $4\frac{1}{2}$ — $5\frac{1}{2}$ ". Die reinen Kafemattenschiffe haben dahingegen meistens 6 — 8zöllige Panzer. Dasselbe gilt

von einem Theil der Thurmischeiffe. Die Thürme des Cerberus und Captain sind 10", der des Glutton ist 14" dick. Im Uebrigen ist der Glutton mit 12zölligen, der Hotspur mit 11zölligen Platten bekleidet.

III. Rußland.

1) Batterieischeiffe.

Namen des Schiffes	Armierung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Sebastopol	4 83öfl., 12 60pfünder	6257	800	24 Fuß 8 Zoll
Petroawlowsk	do. do.	6040	do.	24 = 6 =
Fürst Pischarsk	8 300pfünder	4448	600	18 = 6 =
Krem	2 83öfl., 24 60 =	3412	360	14 = 6 =
Perbenjes	do. do.	3271	300	do.
Ne Tron Mentia	17 83öfl.	3227	450	do.

2) Thurmischeiffe.

Namen des Schiffes	Armierung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Fürst Minin	6 300pfünder	5712	800	20 Fuß 9 Zoll
Admiral Lazareff	6 153öfl. glatte	3505	400	16 = 9 =
Admiral Orsich	6 300pfünder	3480	do.	18 = 3 =
Admiral Tschitschagoff	4 153öfl. glatte	3450	do.	16 = 6 =
Admiral Spiridoff	do.	3207	do.	17 =
Tscharodeika	4 300pfünder	1881	200	11 =
Rusalka	do.	do.	do.	do.
Smertsch	2 83öfl.	1401	do.	10 Fuß 6 Zoll

*) 3ft Anfang September am Kap Finistere gestrandet.

3) **Monitoren.**

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Uragan	Die Armirung der Monitoren besteht theils aus 9- und 13zöll. glatten gusseisernen, theils aus 8- oder 9zöll. gezogenen Gußstahl-Kanonen. Jeder Monitor führt 2 Geschütze in einem Thurme.	1350	160	11 Fuß 7 Zoll
Thyphon				
Streletz				
Jadnorog				
Bronnensdseff				
Katnit				
Kava				
Perun				
Wjeftschun				
Koldun				

Die russische Panzerflotte besteht demnach aus 24 Schiffen mit 169 Kanonen. Die Batterieschiffe haben 4 1/2 zöllige Panzer, ebenso die drei kleinsten Thurmschiffe. Die übrigen Thurmschiffe haben einen Panzer von 6, der Fürst Minin einen solchen von 7" Dicke; die Monitoren sind mit 5zölligen Platten gepanzert.

IV. Oesterreich. Die österreichische Panzerflotte besteht aus 2 Kasematten- und 7 Batterieschiffen mit zusammen 106 Kanonen.

1) **Kasemattenschiffe.**

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Rissa	12 9zöll.	5900	1000	27 Fuß 5 Zoll
Kaiser	10 do.	?	800	?

2) **Batterieschiffe.**

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Erzherzog Ferdinand Max	14 8zöll.	5130	800	26 Fuß
Habsburg	do.	do.	do.	do.
Juan d'Autria	12 7zöll.	3588	650	23 Fuß 4 Zoll
Kaiser Max	do.	do.	do.	do.
Prinz Eugen	do.	do.	do.	do.
Drache	10 7zöll.	3065	500	22 Fuß 5 Zoll
Salamander	do.	do.	do.	do.

Die Kasemattenschiffe haben einen 6zölligen, Erzherzog Ferdinand Max und Habsburg einen 8zölligen, alle übrigen Schiffe einen 4 1/2 zölligen Panzer. Die Geschütze sind von Gußstahl nach preußischem System mit Keilverschluss. Der „Kaiser“ war ursprünglich ein Segellinienschiff, erhielt dann Hülfsschraube und wurde nach der Schlacht bei Lissa gepanzert.

V. Italien. Die italienische Panzerflotte besteht aus 4 Batterieschiffen, 13 Batteriekasemattenschiffen, 1 Thurmschiff und 4 Kanonenbooten und hat im Ganzen 213 Kanonen.

1) **Batterieschiffe.**

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Principe Amadeo	12 25 Cm.	5780	900	?
Valestro	do.	do.	do.	?
Re di Portogallo	2 25 Cm., 6 20 Cm., 12 16 Cm.	5700	800	24 Fuß 9 Zoll
Varese	5 20 Cm.	1800	300	?

2) **Batteriekasemattenschiffe.**

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Roma	5 25 Cm., 12 20 Cm.	5700	900	24 Fuß 9 Zoll
Venezia	12 25 Cm.	do.	do.	do.
Regina Maria Pia	2 25 Cm., 8 20 Cm.	4250	700	24 Fuß 8 Zoll
San Martino	do.	do.	do.	do.
Castelfidardo	do.	do.	do.	do.
Ancona	do.	do.	do.	do.
Principe Carignano	3 25 Cm.	4086	600	21 Fuß
Messina	do.	3968	do.	do.
Conte Verde	do.	3932	do.	do.
Terribile	2 20 Cm., 14 16 Cm.	2700	400	17 Fuß 6 Zoll
Formidabile	do.	do.	do.	do.
Soragine	do., 10 16 Cm.	1850	150	10 Fuß
Guerriera	do.	do.	do.	do.

3) **Das Thurmschiff.**

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Affondatore	2 25 Cm.	4075	700	18 Fuß 6 Zoll

Die Kanonenboote führen je 1 20 Cm.-Kanone, sie haben einen Tonnengehalt von 642 Tons und Maschinen von 70 Pferdekraft.

Die Kanonen der italienischen Panzerflotte sind theils Armstrongsche, theils Cavallische. Die Panzerbekleidung der Schiffe beträgt durchgehends 4 1/2", beim Affondatore 5".

VI. Dänemark. Dieses Land hat 8 Panzerschiffe mit zusammen 72 Geschützen.

1) Batterieschiffe.				
Namen des Schiffes	Armierung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Danmark	24 60pfund.	3300	500	20 Fuß
Dannebrog	16 do.	3039	400	21 = 6 Zoll
Beder Straum	18 do.	2385	600	19 =

2) Thurmischeiffe.				
Namen des Schiffes	Armierung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Lindormen	2 90pfund.	1538	360	14 Fuß
Gorm (im Bau)	2 300 =	1500	do.	do.
Holf Krake	4 60 =	1246	240	10 Fuß 4 Zoll

3) Kanonenboote.				
Namen des Schiffes	Armierung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Abfalou	3 60pfund.	483	100	10 Fuß
Esbern Snare	do.	do.	do.	do.

Die Kanonenboote haben 2 1/4zölligen, Danmark 6zölligen (im Thurm 8zölligen), die übrigen mark 5zölligen, Lindormen und Gorm Schiffe 4 1/2zölligen Panzer.

VII. Spanien. Sämmtliche Schiffe der spanischen Panzerflotte sind Batterieschiffe, welche einen 4 3/4" starken Panzer haben; die Numancia und Victoria haben jedoch einen 5 1/2zölligen Panzer. Die Anzahl der Kanonen beträgt 179, zumeist 68pfündige.

Namen des Schiffes	Armierung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Numancia	38 Kanonen	7490	1000	27 Fuß 4 Zoll
Tetuan	30 =	?	do.	?
Victoria	30 =	4862	do.	24 Fuß 8 Zoll
Arapiles	30 =	3517	800	24 = 3 =
Saragoffa	21 =	do.	do.	do.
Sagunto	30 =	do.	do.	do.

VIII. Holland.

Namen des Schiffes	Armierung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Prins Hendrik	4 300pfund.	2100	400	17 Fuß 6 Zoll
Krokodil	2 do.	1600	140	7 = 11 1/2 =
Tijger	2 do.	do.	do.	do.
Büffel	2 do.	1473	400	do.

Die Schiffe sind sämmtlich Thurmischeiffe mit haben einen 8—11zölligen Panzer. Außerdem 4 1/2—6zölliger Panzerbekleidung; die Thürme hat Holland ein bepanzertes Kanonenboot.

IX. Türkei. Die türkische Panzerflotte hat 4 Batterieschiffe mit zusammen 76 Kanonen und 5 1/2zölligem Panzer.

Namen des Schiffes	Armierung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Abdul Aziz	18 150pfund., 2 300pfund.	4221	900	24 Fuß 9 Zoll
Osman Ghazi	do. do.	do.	do.	do.
Dikhanea	do. do.	do.	do.	do.
Sultan Mahmud	15 150pfund., 1 300pfund.	do.	do.	do.

X. Schweden. Die schwedische Panzerflotte Sköld. Die ersteren drei haben je 2, die drei besteht aus den Monitoren John Ericsson, letzteren je 1 15zöllige glatte Kanone. Sie sind theilweise mit 5" starken Eisenplatten gepanzert.

XI. Norwegen hat 3 Monitoren mit je 1 Geschütz.

H e k t o l o g .

Welken, L. von, preussischer Generalleutnant, Befehlshaber der bei Mexico stehenden 15. Division, bis 1866 in oldenburgischen Diensten, dann in Folge der Militärkonvention in das preussische Heer übergetreten, auch literarisch thätig, † am 17. Oktober in Wiesbaden.

KARTE zum GEFECHT von WEISSENBURG und zur SCHLACHT von WÖRTH.

SCHLACHT von WÖRTH
am 6^{ten} August 1870.

Stand d. Schlacht zwischen 10 2/3 u. 12 Uhr Nachmittags

Erläuterungen:

■ Deutsche.

- Stellung d. Deutschen Corps in Ebnau während d. Nacht v. 5-6 Uhr
- A 2^{tes} Bayersches Corps.
- B 1^{tes} Bayersches Corps.
- C 5^{tes} Armeecorps.
- D 11^{tes} Armeecorps.
- E Württembergische Division.
- F Cavallerie-Division.
- F Württembergische Cavallerie-Brigade.
- aaaa Divisions-Cavallerie.

■ Franzosen.

- M 1^{te} Division.
- N 3^{te} Division.
- O Division Dumessnil (7^{tes} Corps).
- P Cavallerie-Brigade Michel.
- Q Cavallerie-Division Bonnemais (1^{te}, 2^{te}, 3^{te}, 4^{te} Kurassier-Regiment).
- R leichte Cavallerie-Brig. Septeuil.
- S 4^{te} Division.
- T Reserven der 3^{ten} u. 4^{ten} Division, in Colonnen formirt zur Offensive gegen Wörth und Elsasshausen.
- V Einbreifende Verstärkungen vom 5^{ten} u. 6^{ten} Corps.

GEFECHT von WEISSENBURG
am 4^{ten} August 1870.

Stand des Gefechts 12 1/2 Uhr Mittags.

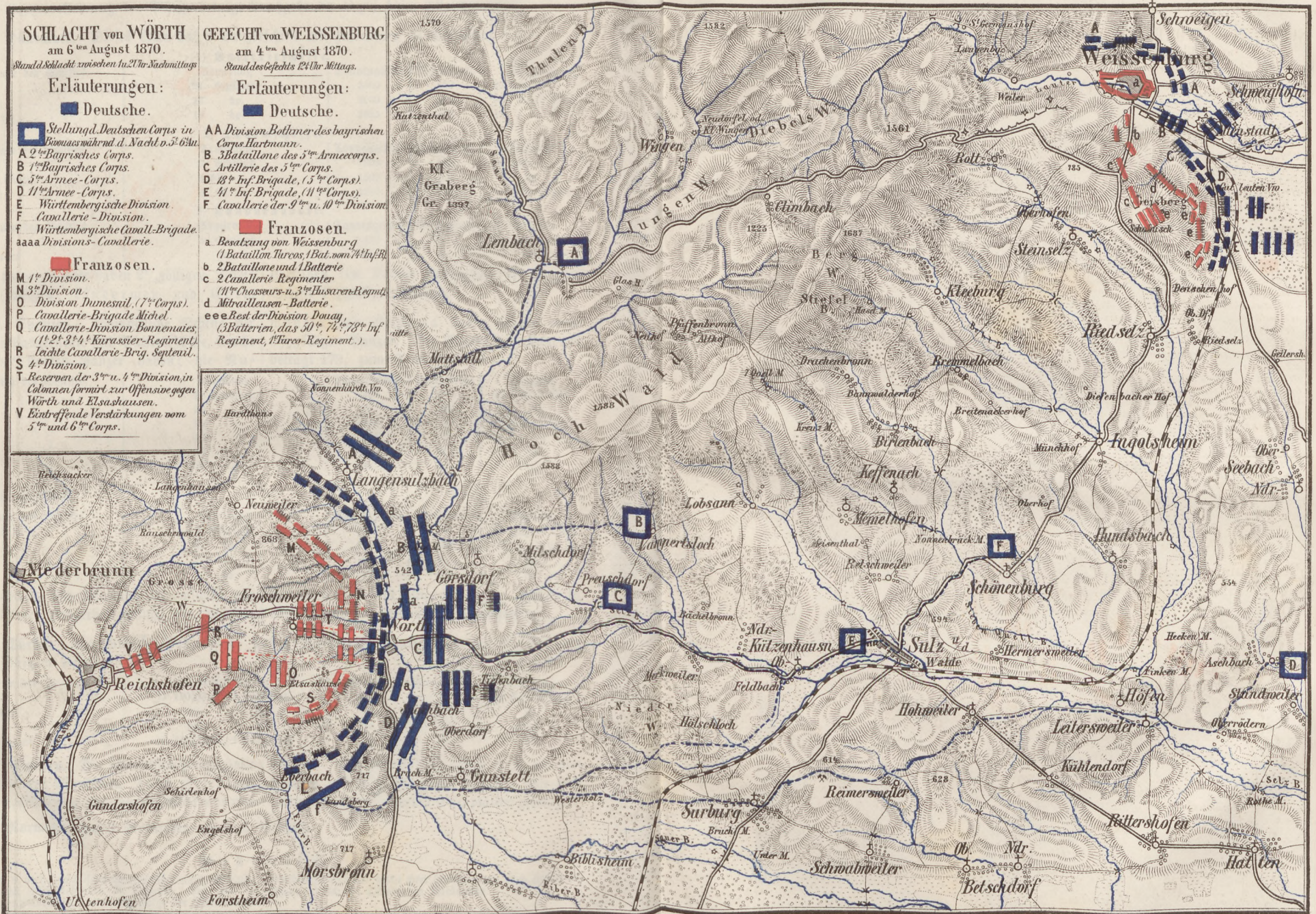
Erläuterungen:

■ Deutsche.

- AA Division Bollmer des bayerischen Corps Hartmann.
- B 3 Bataillone des 5^{ten} Armeecorps.
- C Artillerie des 5^{ten} Corps.
- D 18^{te} Inf. Brigade, (5^{tes} Corps).
- E 41^{te} Inf. Brigade, (11^{tes} Corps).
- F Cavallerie der 9^{ten} u. 10^{ten} Division.

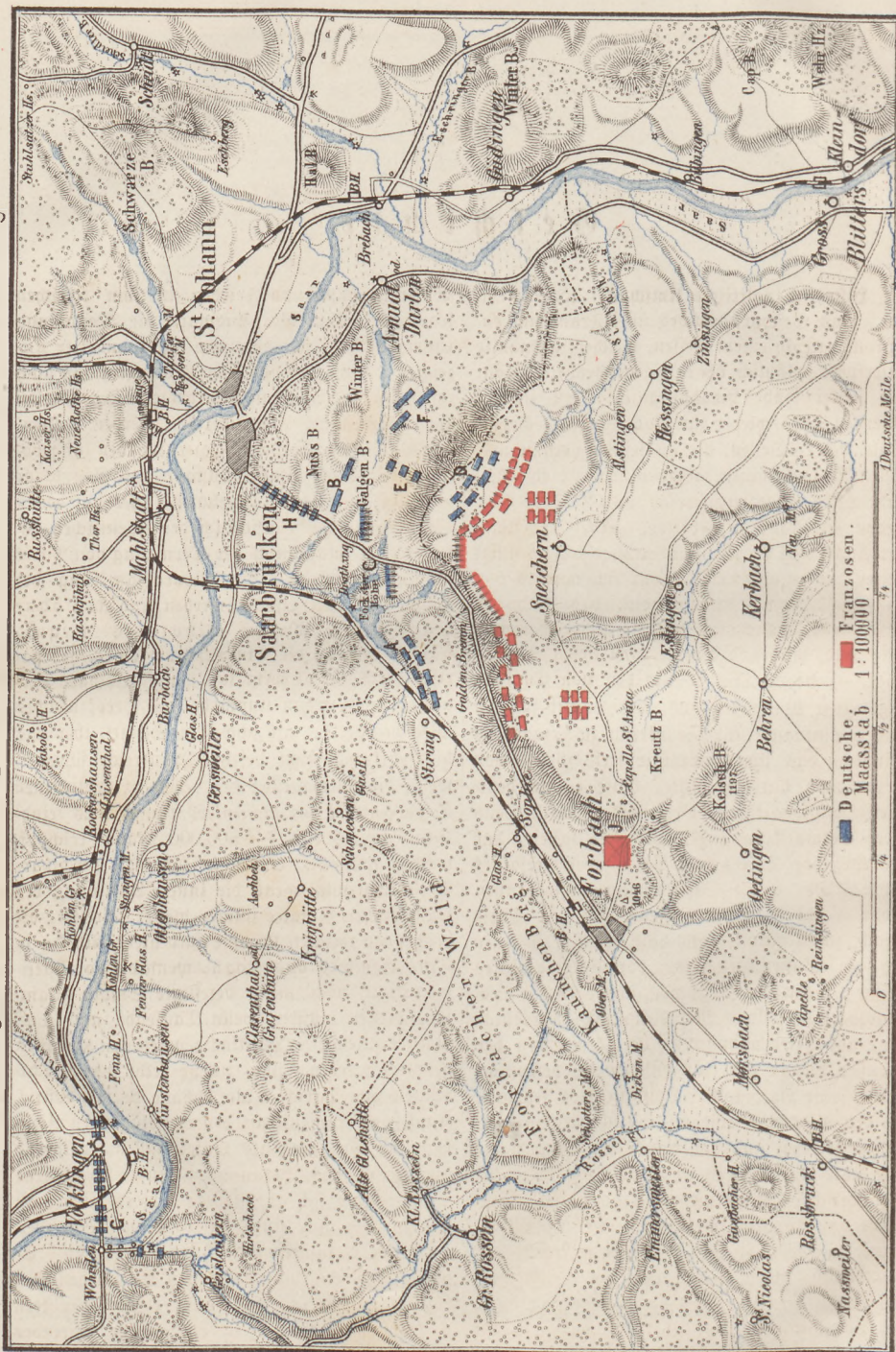
■ Franzosen.

- a Besatzung von Weissenburg (1 Bataillon Turcos, 1 Bat. von 74 Inf. R.).
- b 2 Bataillone und 1 Batterie.
- c 2 Cavallerie-Regimenter (11^{tes} Chasseurs u. 3^{tes} Hussaren-Regiment).
- d Mitrailleurs-Batterie.
- eee Rest der Division Douay, (3 Batterien, das 50^{te}, 74^{tes}, 78^{tes} Inf. Regiment, 1 Turco-Regiment.).



GEFECHT bei SAARBRÜCKEN am 6^{ten} August 1870.

Erstürmung der Höhen von Speichern, Situation um 4½ Uhr Nachmittags.



gez. v. A. Nrenmann
 A. 23^{er} Inf-Brigade. B. Infanterie-Regiment Nr. 15. C. 6 Batterien (die 1^{te} Fußbatterie des 1^{ten} Artillerie-Regts. Nr. 7 und 2 Batterien vom 8^{ten} Corps). D. 27^{er} Inf-Brigade. E. Füsilier-Regiment Nr. 40.
 F. 3 Conclerregimente der 3^{ten} Conclerregiment-Division. G. 13^{er} Inf-Division. A. 6 Bataillone vom 37^{en} Armeecorps. J. Lager der Franzosen bei Forbach.
 Bibliogr. hist. Bildarchiv